

Die Gartenlaube

Stadt
Bucherei
Hamburg



30 Pfg. 10 Cents USA.
60 Gr. Oestr.

NUMMER 9 BERLIN, 2. MARZ 1933

Ausgabe B mit Versich. 45 Pf.
einschließl. 5 Pfg. Zustellgebühr

Vom Ohr zum Herzen

G. W. Sie haben sich nach dem Tode Ihrer Frau wieder verheiratet und leiden darunter, daß Ihre erwachsenen Kinder aus erster Ehe das neue Heim meiden.

Ich möchte Ihnen sehr gern helfen, denn aus Ihrem Brief spricht echte, treue Vaterliebe, und aus der Anlage habe ich den deutlichen Eindruck gewonnen, daß es auch Ihrer Tochter an gutem Willen nicht fehlt. Und, sehen Sie, mehr als dies, mehr als einen guten Willen dürfen Sie zunächst nicht erwarten, wenn schon erwachsene Kinder eine zweite Mutter bekommen; diese können sich so schnell nicht in den Gedanken hineinleben, daß an Stelle ihrer geliebten Mutter eine andere Frau dem Vater Lebensgefährtin ist. Deshalb ist auch die Sehnsucht nach dem alten Hause völlig verständlich, und die rührende Bitte der Tochter, doch wenigstens ein Zimmer jederzeit betreten zu dürfen, sollten Sie wirklich erfüllen! Geben Sie ihr den Schlüssel, damit sie ganz von sich aus dieses letzte Stückchen Kinderland auffuchen kann, in welchem sie wurzelt und auf welches sie als Tochter ihrer Mutter ein Anrecht hat. Weder Sie noch Ihre Frau aber sollten diese Verbunden-

heit der Kinder mit der alten Heimat als Kränkung auffassen. Glauben Sie mir, je mehr Verständnis Ihre Frau, die Sie als herzensguten Menschen schildern, für die seelische Verbundenheit der Kinder mit der verlorenen Mutter aufbringt, um so eher werden diese Kinder sie als Freundin achten und lieb gewinnen. Es ist ferner verständlich, wenn die Kinder noch immer mit einer gewissen Scheu das neue Heim betreten; gerade diese Hemmungen zeugen von der Tiefe ihrer Gefühle. — Sie fragen, wie Sie Ihre Kinder behandeln sollen, ob mit Härte oder noch einmal mit guten Worten! — nun, mit Härte ganz gewiß nicht! Diese würde nur den guten Willen zerstören, der jetzt noch vorhanden ist, würde erst recht Feindseligkeit gegen die zweite Frau hervorrufen. Auch daß viele Worte, seien sie noch so gut gemeint, Zweck haben, glaube ich nicht. Helfen kann nur Verständnis und Liebe, die Sie den Kindern erweisen, und es wird dabei ganz besonders auf Ihre Frau ankommen. Für diese liegt hier eine Aufgabe. Quälen Sie die Kinder nicht mit Forderungen, öfter Ihr Heim aufzusuchen, als das Herz sie von selber treibt; es könnte, häßliche und auf die Dauer unhaltbare Heuchelei zur Folge haben. Ich bin fest überzeugt: Erleben die Kinder, daß man auch ihre Gefühle achtet, daß man die Wurzeln ihres Seins nicht antastet, ihnen, soweit es praktisch möglich ist, das alte Haus läßt, das ihre Heimat war — dann werden sie auch den Weg ins neue Heim finden, und dann wird dieser Weg ehrlich sein. — Und nun zu Ihrer letzten Frage: Ich glaube, daß Ihre Tochter der Altersgrenze erwachsen ist, in

ihren Weg gehen, wie wir einmal unseren gegangen sind. Auch wir haben in vielen Fragen im Gegensatz zu unseren Eltern gestanden, Fragen, die zum Teil viel wichtiger waren als die des Rauchens. Jetzt ist die Reihe an uns, den Kopf zu schütteln, und die Zeit wird über unsere Verwunderung genau so hinweggehen wie über die Ideale vergangener Generationen.

Grifa. Sie sind 18 Jahre alt und haben eine zwanzigjährige Schwester, die sich vor kurzem verlobt hat. Aber auch Sie haben zu dem gleichen Mann Neigung gefaßt und fürchten nun, er könnte durch seine Wahl unglücklich werden, da Ihrer Ansicht nach die Schwester „viel zu egoistisch“ ist, um eine treusorgende Gattin zu werden.

Liebe Grifa, das ist wirklich eine sehr böse Geschichte, in der Sie stecken; und Sie werden sehr tapfer und vor allem auch sehr ehrlich gegen sich selbst sein müssen, um den rechten Weg nicht zu verlieren. Ist es nicht gerade die Liebe zu dem Mann, die Sie zu einer so scharfen Kritikerin an der eigenen Schwester macht? Und selbst wenn, wie Sie schreiben, Ihre Neigung schon viel früher erwacht war, noch vor seiner Verlobung — dieser Mann hat doch nun einmal gewählt, für ihn gab es kein Schwanken zwischen den zwei Schwestern. Vor dieser Tatsache muß jede Hoffnung in Ihnen ausgeschaltet sein, und es ist sinnlos, wenn Sie die zukünftige Ehe beurteilen wollen, da Sie so ganz und gar nicht unparteiisch sind. Ich weiß, daß Ihnen meine Worte wehtun werden, sehr weh — aber ich muß gerade um Ihre Willen ohne jede Verschönerung zu Ihnen sprechen, und Helfen ist sehr oft nichts anderes, als jemand den Spiegel vorhalten. Ich bin überzeugt, daß Sie mir eines Tages rechtgeben werden, wenn Sie ruhiger geworden sind und den Verzicht überwinden haben werden. Da Sie, Ihrem Brief nach zu urteilen, in geordneten und nicht allzu beengten Vermögensverhältnissen leben, würde ich Ihnen raten, für eine Weile das Elternhaus zu verlassen und möglichst auch eine ganz neue Umgebung zu suchen, damit Ihnen das Vergessen leichter wird. Und dann heißt es, sich tapfer um den eigenen neuen Weg bemühen; Sie werden vielleicht mehr Kräfte in sich entdecken, als Sie jetzt zu besitzen glauben.

Herbert. Ob es „Zweck“ hat, Lotterie zu spielen, kann ich Ihnen wirklich nicht sagen; vielleicht werden Sie sich einmal an einen Wahrscheinlichkeitstheoretiker; wenn Sie aber, wie Sie schreiben, nur über ein sehr bescheidenes Existenzminimum verfügen, würde ich an erster Stelle lieber dafür sorgen, daß die Butter zum Brot nicht fehlt.

In der nächsten Nummer

Schöpferische Kopisten

Kunstgeschichtliche Vergleiche von Wilhelm Boeck

Der fröhliche Landmann

Eine kleine Geschichte von Walter von Dreesen

Eidechsenfang auf Mallorca

Von Marlo Mieritz-Lenz

Patience — Patience. Beruhigungsmittel für

nervöse Zeitgenossen. Von George G. Kobbe

Meine Beziehungen zu Klara Butt

Eine Erinnerung von Klara Hofer

Der Tanzmeister. Erzählung von Hermann

Körding mit Zeichnungen von Walter Fürst

Beide Romane in Fortsetzungen

Mode: Streifen und Schleifen an Blusen

Bunte Wimpel — Frühling in Sicht

Modische Kleinigkeiten

Küche: Haferflocken im Hausgebrauch

Wickel, Packungen und Umschläge

Theater und Film

Der Radio-Doktor



Jeder Mutter zur Beherzigung!

Wie bei allen Schwachzuständen gewährt die „Höhensonne“ — auch während der Schwangerschaft und der Stillzeit unschätzbare Hilfe. Ihre ultravioletten Strahlen erleichtern die Geburt, steigern die Milchsekretion und verhüten vorzeitiges Altern der Mutter. Den Säugling kräftigen sie, bewahren ihn vor den gefährdeten Kinderkrankheiten wie Rachitis und Skrofulose und fördern in hohem Maße das Wachstum. Da regelmäßige Bestrahlungen mit der „Höhensonne“ in jedem Alter (besonders auch bei Frauen in den Wechseljahren) Wohlbefinden verbürgen, ist ihre Anschaffung ein Gewinn fürs ganze Leben.

Interessante Literatur: 1. „Das Altern, seine Ursachen und Behandlung“ von Dr. A. Lorand, kart. RM 6.10, 2. „Licht heilt, Licht schützt vor Krankheit“ von San.-Rat Dr. Breiger, RM 0.95. Erhältl. durch den Sollux-Verlag Hanau a. M., Postfach 511. Versand frei Haus unt. Nachn.

Zur Beachtung! Wir send. Ihnen gern (geg. 60 Pfg. in Mark.) d. illustr. 60 seit. Buch „Ultraviolette Strahlen u. d. menschl. Körper“ sow. eine Probetube „Engadina“-Höhensonn.-Teintcreme z. nat. Gesichtsbraun. zu.

Wenn Du Dein Kind von Herzen liebst, So laß zur Pflicht Dir werden, Daß Du ihm die Gesundheit gibst Als größten Schatz auf Erden.

Laß durch der Höhensonne Strahl Vor Krankheit es bewahren, Der Dienst verzinst sich tausendmal In späteren Lebensjahren.

Die Höhensonne jedem Kind! Wenn das doch Wahrheit würde! Frei wär die Menschheit dann geschwind Von mancher schweren Bürde.

PREISE:

Tischlampe des Jubiläums-Modells mit Reflektor Typ SR 300 für Wechselstr. 220 Volt, RM 220.50 Für Wechselstrom 110 Volt Mehrpreis RM 15. — vereinf. Mod. Typ SN 300f. Wechselstr. RM 184.50 bish. Tischlampe-Mod. f. Gleichstrom RM 126. — Preise frei Haus inkl. aller Spesen!

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H. Hanau-M. Post. 11

Zweigst. Berlin NW6, Robert-Koch-Platz 2 11Tel. D1 Nord. 4997

Unverbindl. Vorführ. in all. med. Fachgesch. u. in all. AEG-Niederl.

Künstliche Höhensonne — Original Hanau —

Die Gartenlaube



Berlin, 2. März

Begründet 1853

Nr. 9

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



Die erste Fluginsel im Ozean

Mit dem Dampfer „Westfalen“, der aus einem Handels- in ein Katapultschiff umgebaut wurde, ist der erste schwimmende Flugstützpunkt geschaffen worden, der den regelmäßigen Flugbootverkehr zwischen der westafrikanischen und südamerikanischen Küste erst ermöglicht. Das Schiff soll ungefähr in der Mitte der 3000 km langen Strecke eingesetzt werden. Ankommende Flugzeuge werden durch einen 13 1/2 m hohen Kran vom Landesegel aus an Bord genommen (oben), abgehende mit 150 km Stundengeschwindigkeit von einem Katapult abgeschossen (rechts)

Aufn. Scherl.





Das uralte, vollstimmliche Puppentheater, auf dessen Bühne statt lebendiger Menschen mechanische Puppen spielen, ist vielleicht die älteste Form des Theaterspiels überhaupt und der Vorläufer aller späteren Veranstaltungen, bei denen Personen von Fleisch und Blut auf die Bretter traten, die nach dem landläufigen Ausdruck „die Welt bedeuten“. Was liegt denn auch für den primitiven Menschen näher, als der Gedanke, für das Geschehen in einer übermenschlichen — göttlichen oder mythischen — Welt oder für das einer vermenschlichten und historisch gewordenen, die Repräsentanten künstlich zu schaffen und sich durch sie ersetzen zu lassen? Ein Zeitalter, das in der plastischen Kunst Götter- und Heroenbilder schuf, hat sicher auch schon solche Darstellungen zu kultischen oder dramatischen Wiederholungen der in das Volksbewußtsein übergegangenen Geschehnisse benützt. Was wir auf diesem Gebiet durch die

Ergebnisse ethnologischer Forschungen wissen, macht das zur Gewißheit. Namentlich die Völker des Orients von dem indischen bis zum chinesischen Kulturkreis geben uns den Beweis dafür. Und die Überlieferungen unseres Abendlandes bestätigen das durchaus.

Das Puppentheater als solches ist niemals bei uns ausgestorben. Die Über-

Professor Teschner hinter der Bühne: Er bewegt seine Figuren, im Gegensatz zu anderen Puppenspielern, nicht an Draht und Faden von oben her, sondern an hölzernen Stäben, die von unten geführt werden. Das obere Bild zeigt in dem kreisförmigen Ausschnitt der Bühne das Vorspiel zu einem Stück: Der alte Saturn steigt, gefolgt von der Schlange, durch den Weltenraum zur Erde nieder

reste seines Fortbestandes leben noch heute lebendig fort und haben eine Anzahl anerkannter Mittelpunkte. Da sind die Antwerpener Poesenellen im Hafenwinkel der flämischen Stadt. Da ist das Pariser Guignol, das noch heute ein begeistertes Publikum von kleinen Besuchern in den Champs Elysées anlockt. Da ist

das altberühmte „Kölner Hännchen“, das nicht nur die rheinische Metropole, sondern außerdem hundert Jahrmärkte mit seinen Hauptfiguren, dem Hännchen, dem Tünnes und dem Düwel, dem Bestevaer, der Marizebill alljährlich belebt. Das sind die altklassischen Tummelplätze des vollstimmlichen Puppentheaters.

Kein Wunder, daß die Gegenwart eine Fülle von Bestrebungen hervorgerufen hat, das allmählich ins Groteske und Karikaturhafte versinkende vollstimmliche Puppentheater wieder auf ein höheres Niveau zu heben und mit neuem, würdigeren Inhalt zu füllen.

Ein erster entscheidender Anstoß dazu war das vor dem feingeistigen Grafen von Pöck angeregte Puppentheater des „Papa Schmidt“ in München, das der genial-vielseitige Dichter, Musiker und Maler auch regelmäßig mit Stücken, seinen köstlichen Puppentheatern, versorgte.

Während das kleine Theaterchen auch heute noch eine mehr vollstimmliche (aber durchaus künstlerische) Linie hält und hauptsächlich für Kinder spielt, sind die Erneuerungsbestrebungen des Wiener Professors Richard Teschner, des Baden-Badener Meisters Zoo Puhony und des Münchener Brann mehr auf das Ästhetisch-Künstlerische gerichtet und für Erwachsene bestimmt.

Professor Richard Teschner äußert sich selbst programmatisch zu seinen Marionettenpantomimen:

„Zu dem Begriff Marionetten- oder Puppen-Theater gestellt sich beim Durchschnittseuropäer unverzüglich die heitere Vorstellung von Rasperliade und Wurstelprater. Er denkt an den verkleinerten Theatererfah, der gerade gut genug ist, um Kindern, Lehrbuben und Dienstmädchen die Zeit zu vertreiben, und zu dem Erwachsene nur herabsteigen, wenn gar nichts Besseres vorhanden ist, oder wenn sie einmal, innerlich großartig erhalten über diese kleine Welt, sich einen rechten Spratz machen wollen.“

Wie kommt es, daß bei uns die Figurenbühne so gering geachtet wird, während ein indischer Fürst etwa es nicht unter seiner Würde findet, einer Puppentheater beizuwohnen, und der Javaner stunden-, ja nächtelang bis zum grauen Morgen die Schatten der Wayangfiguren auf der hellen Leinwand an sich vorbeiziehen läßt? Wohl vor allem, weil er mehr alte Kultur und weniger neue Zivilisation mitbringt und weil er mit selbst-

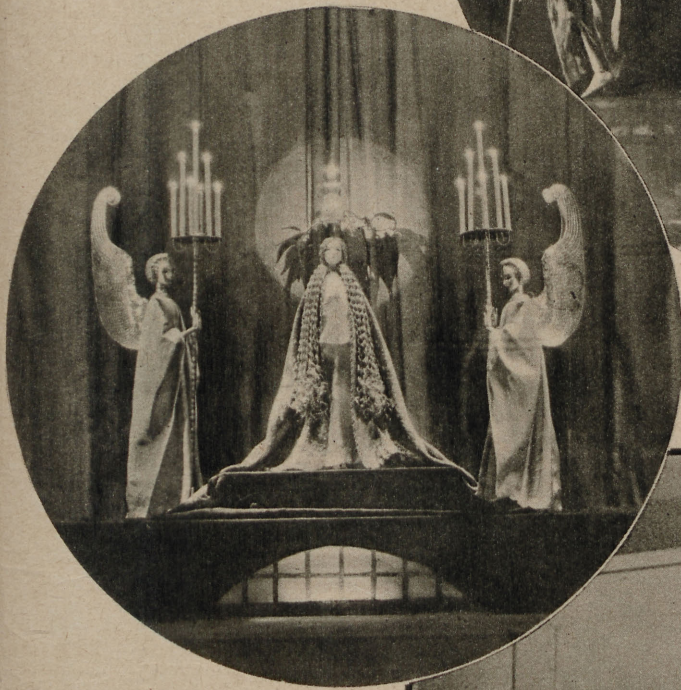


schöpferischer Phantasie die einfachen Vorgänge der Puppenbühne weiterzuspinnen und auszuschnüpfen vermag, weil er noch den Wunderglauben hat, der dem erwachsenen und gebildeten Europäer meist abhanden gekommen ist. Dieser glaubt schon alles getan zu haben, wenn er das Eintrittsgeld ins Operettentheater oder ins Kino erlegt hat — es fällt ihm nicht ein, zu seinem guten Geld auch noch eigene Phantasie zu liefern, sondern er läßt sich was „vormachen“, und wehe dem Theaterdirektor, wenn es nicht ganz „wie wirklich“ ausfällt. Mit den gleichen Augen sieht er auch die Marionettenbühnen an.

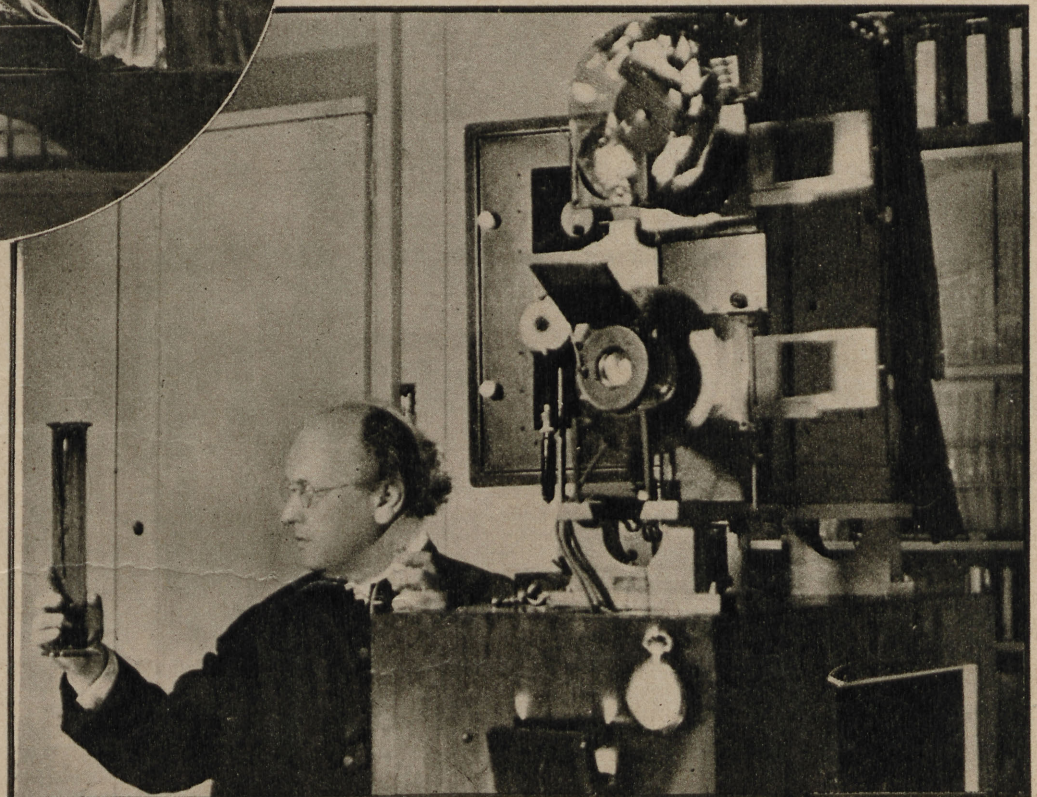
Daran sind die wenigen Marionettenbühnen, die es noch gibt, allerdings zum Teil selbst schuld. — Alle, auch jene, welche



Die projizierten Szenenbilder machen im Spiegel oft den Eindruck alter, nachgedunkelter Gemälde



Schlußbild eines Figurenspiels
Aufnahmen der Spielszenen von
Stefski, die andern von L. Hegyi

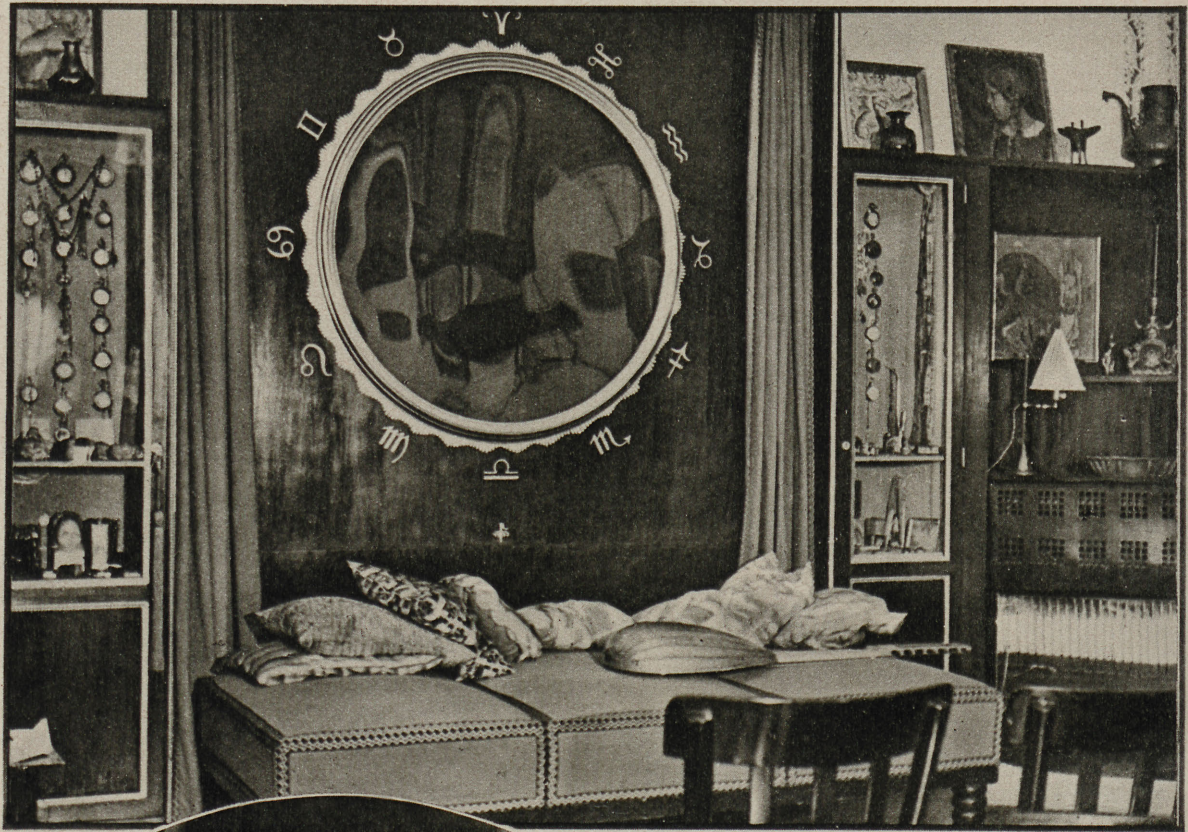


Durch die Projektion flüssiger
Farbe werden besondere Licht-
und Farbwirkungen erzielt

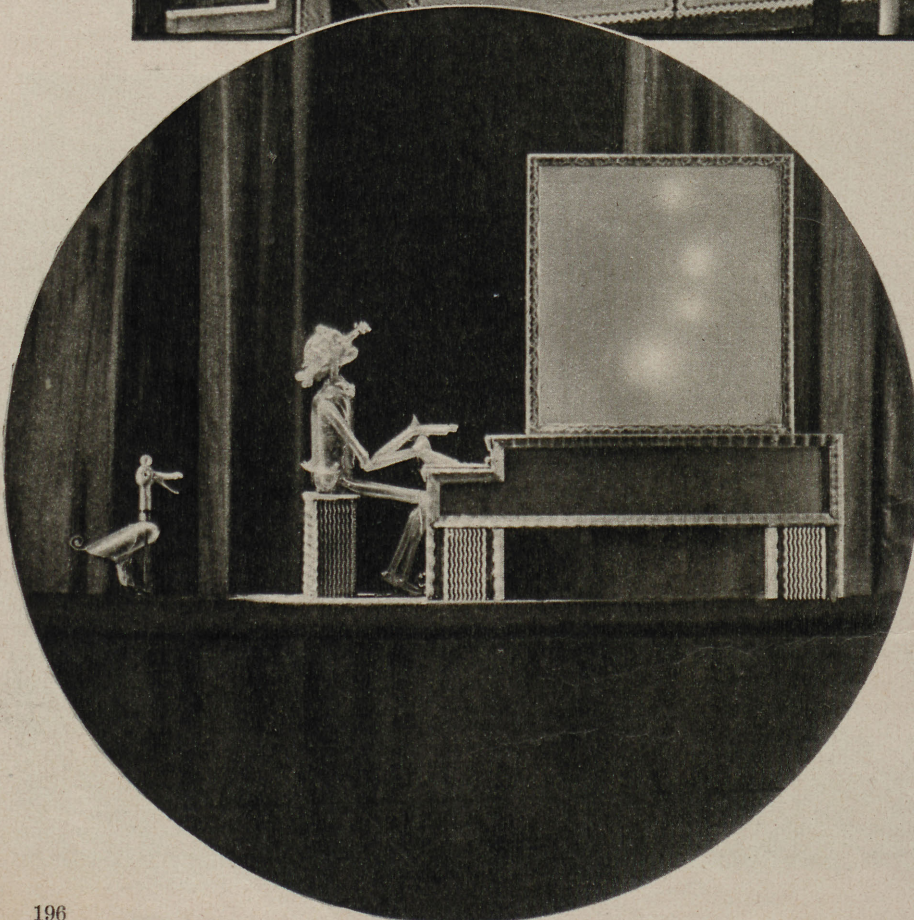
sich Künstlerbühnen oder ähnlich nennen, begehen den Kardinalfehler, daß sie die große Bühne, das Theater mit lebenden Menschen nachahmen, also im allerbesten Falle ein verkleinertes Burgtheater hinstellen (da glaubte z. B. ein Marionettentheaterdirektor die letzte Vollendung erreicht zu haben, indem er sich vom Erfinder der Drehbühne selbst eine solche im verkleinerten Maßstab in sein Puppentheater einbauen ließ). — So muß also das Publikum, auch wenn es mit den besten Absichten kommt, den Eindruck von einem Diminutiv, von etwas Zwerghaftem (wie etwa bei den Puppenstuben der Kinder) bekommen,

und es wird ihm von vornherein schwer gemacht, das ganze ernst zu nehmen.

Dazu kommt noch dieses: In dem Bestreben, das große Theater nur recht genau zu kopieren, werden den ein paar Dezimeter großen Puppen richtige lebensgroße Menschenstimmen in den Mund gelegt, und eine aus zahlreichen Menschen bestehende Kapelle macht Musik dazu. — Unbewußt fühlt da der Zuschauer ein Mißverhältnis, — die kleinen Figuren und die lebensgroßen Menschenstimmen, — dazu die überlaute Musik — das geht im Format nicht zusammen — die armen Puppen



Die „Bühne“ der Puppenspiele: ein runder Spiegel, umrandet von den Tierkreiszeichen, auf dessen Fläche die Spiele durch Projektion erscheinen. Der Zuschauerraum ist dunkel, nur die Bühne leuchtet



mögen noch so gelentig sein und sich noch so virtuos ‚abstrampeln‘, sie haben Mühe, sich zu behaupten, und sind, wenn sie an sich noch so hübsch sind, letzten Endes eigentlich überflüssig bei dieser Art, Marionettentheater zu spielen.

Auf diesem Wege ist dem in Europa aussterbenden Figurentheater nicht aufzuhelfen. — Vielleicht ist es gar nicht schade darum? Wo wir so viele und schöne ‚wirkliche‘ Theater und dazu das Kino haben!? Warum mit hölzernen Figuren spielen? — Warum spielen z. B. die Chinesen mit lebensgroßen Marionetten, deren jede drei bis vier Menschen zum Bewegen braucht, — warum spielt dieses einige Hunderte zählende Personal nicht selbst Theater? — Wohl hauptsächlich aus Tradition, vielleicht aber auch aus dem Empfinden heraus, daß die Marionetten-

Bimini, das Glasmännchen, probiert das neue Tonfarbeninstrument und ist sehr glücklich. In seinem Rücken eine begeisterte, aber sehr unmusikalische Verehrerin

bühne ihre ganz besonderen und starken Stil- und Stimmungseigenheiten hat."

Bei dem Abfassen seiner Theaterstücke geht Professor Teschner ganz von der Geste, also vom rein Bildlichen aus: Erst werden die Gestalten in ihm lebendig und dann erst, durch sie hervorgerufen, die Handlung, also der gerade umgekehrte Weg, den der Bühnendichter sonst beschreitet. Eine ganze Reihe seiner Figuren lebte schon jahrelang auf Bildern hinter Glas und Rahmen, bis sie mit der dritten Dimension auf der Figurenbühne ein neues Scheinleben dazugewannen. Dieser Weg von der Bild- zur Bühnenfigur kostete aber noch viel Nachdenken und Mühe, zumal Prof. Teschner alles aus eigenen Mitteln und mit seinen eigenen Händen herstellen mußte.

Die Frage, die das Publikum erfahrungsgemäß am meisten interessiert und die auch immer wieder an Professor Teschner gerichtet wird: „Wie wird es gemacht?“ lassen wir ihn im folgenden selbst beantworten:

„Man nehme eine Anregung von außen und einen jahrelang gehegten Wunschtraum von innen, menge das Ganze fein (wie in den Kochbüchern zu lesen ist) und das Figurentheater ist da! Aber noch nicht ganz! Zwei Stäbchen zur Führung der Arme und eventuell eines für den Kopf der indischen, chinesischen und anderen Marionetten waren zu wenig für europäische Ansprüche; es mußte der Kopfmechanismus erfunden werden, die Sprache der Hände, der bewegliche Rumpf und alles andere. Eine vollkommene Neuschöpfung sind die Hintergründe; eine zweckmäßige Vorrichtung ermöglicht es den Puppenlenkern, jede Figur in Augenhöhe in jeder Bewegung zu sehen und zu beurteilen. Neu sind auch die projizierten und bewegten Prospekte, wie sie neuerdings auch auf großen Bühnen Eingang finden.“

Die Anregung, den gesamten Bewegungsapparat seiner Marionetten nach unten zu verlegen, seine Figuren also an Stäbchen von unten her zu lenken, verdankt Professor Teschner den uralten javanischen Schattenspielen. Den allgemeinen Nährboden seiner künstlerischen Ideen und Phantasien gab aber das Prag der Vorkriegszeit ab, wo Teschner in engem Gedankenaustausch mit den Prager Dichtern Paul Leppin, Max Brod und Gustav Meyrink lebte.

Das Endziel der ganzen Entwicklung und seiner persönlichen Arbeit sieht Teschner im Gegensatz zu der bloßen Nachahmung



Die Figuren zu den Puppenspielen, von Prof. Teschner selbst entworfen und angefertigt, sind in großen Wandschränken untergebracht

des Menschentheaters im Herausarbeiten des nur der Marionettenbühne eigentümlichen Stils, der vor allem zu einer Bevorzugung des Mystischen, Märchenhaften und Grotesken hindrängt. Dabei gedenkt er aber auch alle heiteren Möglichkeiten, die sich aus der Situation ergeben, auszuspielen.

Schiwachs

Eine Erzählung von
Franz Baumeister

Ein trüber Winternachmittag begann frühzeitig zu verdämmern. Nach langem Tauwetter lag das kleine Städtchen in den Vorbergen wieder im ersten Schnee, und das wunderbare Weiß ließ die Kinderherzen höher schlagen in der Vorfreude auf das köstliche Wintervergnügen.

Die Schuljugend hatte den Schluß des Nachmittagsunterrichts kaum erwarten können. Dann waren sie hinausgezogen, Buben und Mädchen, mit Schlitten und Schiern auf die Hügel der Umgebung, um die Wonne des fröhlichen Gleitens jauchzend zu genießen. —

Fräulein Ebenreich stand im Laden der Konditorei und Wachszieherei und suchte für ihre kleine Nichte zum Geburtstag ein Lebkuchenherz aus. Als sie sich umwandte, um einige im Schaufenster ausgestellte Süßigkeiten zu betrachten, erblickte sie durch die Scheiben zwei ärmlich gekleidete Kinder, ein kleines Mädchen und einen etwa siebenjährigen Knaben. Sehnsüchtig betrachtete die Kleine die großen braunen Herzen mit den kunstvollen Verzierungen aus buntem Zucker. Die Händchen hatte es unter die Schürze gesteckt. Blaugefroren leuchteten Wangen und Näschen. Als die Ladeninhaberin eines der süßen Kunstwerke aus dem Fenster nahm und es dem Fräulein zeigte, folgten die verlangenden Augen des Kindes jeder ihrer Bewegungen.

Der Junge aber starrte verdrossen, beinahe feindselig in den Laden. Es schien dem Fräulein, als beschäftigten die kleine Stirn unter der braunen, löcherigen Wollmütze finstere Gedanken, vielleicht die, daß er in seiner Armut so etwas Gutes doch nie be-

kommen könne. Fast schämte sich die Dame vor dem Kinde, weil sie meinte, seine Gedanken erraten zu können: „Die kann es sich leisten, so feine Lebkuchen zu kaufen, und wir Armen heraußen müssen frieren und hungernd zusehen.“

Da überkam sie inniges Mitleid mit den beiden, die sie für Bruder und Schwester hielt. Schnell entschlossen kaufte sie zwei der größten und schönsten Herzen, öffnete die Ladentür und reichte eines dem Mädchen mit den Worten: „Hier, Kleine, sollst auch eine Freude haben!“

Das Kind wurde rot vor freudigem Erschrecken und konnte kaum ein „Bergelt's Gott!“ stammeln. Dann lief es, seinen Schatz in die Schürze schlagend, und ohne den vermeintlichen Bruder zu beachten, eilig davon.

Jetzt wandte sich die Dame an den Jungen: „Möchtest du auch ein Lebkuchenherz?“ Und wollte ihm das zweite reichen.

Der Knirps aber setzte seine trotzigste Miene auf, legte wie abwehrend seine beiden rotgefrorenen Fäuste auf den Rücken und würdigte den Lebkuchen keines Blickes. Dann stieß er hervor: „Na!“

Das Fräulein glaubte nicht recht zu hören und fragte nochmals: „Was, du magst ihn nicht?“

„Na!“ wiederholte der Kleine. „Ein Schiwachs hätt' i mög'n, aber i hab' bloß ein Zehnerl. Und um dös gibt mir die da drinnen teins!“ Dabei drehte er verächtlich den Kopf zum Schaufenster und wies mit dem Kinn in den Laden.

Verblüfft hielt ihm Fräulein Ebenreich noch immer den Leb-

tuchen vor die Nase. Das war ihr fürs erste unbegreiflich. Ein armer Bub schlägt ein herrlich duftendes Lebtuchenherz aus, das tausend andere Kinder ohne Besinnen genommen hätten.

Dann aber unterdrückte sie den leisen Arger über den kleinen Dickkopf, nahm ihn an der Hand und führte ihn in den Laden. Dort legte sie das fehlende Zehnpfennigstück zu jenem des Buben und verlangte das heißbegehrte Schiwachs.

Erst als er den braunen Würfel in der Hand hielt, hellte sich die düstere Miene des Jungen zu einem breiten Lachen auf. Glücklich schaute er die Spenderin an. Sie fragte ihn nun zum dritten Male, diesmal schelmisch lächelnd: „Nun, magst du jetzt den Lebtuchen noch immer nicht?“

„Jega schol!“ gab er etwas verlegen zur Antwort und nahm die Spende in Empfang. Dann aber hatte auch er plötzlich große Eile.

Man hörte ein flüchtiges „Danke schön!“ und „Psilat Gott!“

und schon sauste er zur Tür hinaus, in einer Hand das Schiwachs, in der anderen das Lebtuchenherz.

Als Fräulein Ebenreich etwas später über den verschneiten Stadtplatz nach Hause ging, sah sie den Buben schon über einen kleinen Buckel neben dem Stadtbrunnen herunterrutschen. Fröhlich und stolz rief er ihr zu: „Da, schau her, wie's jega fein geht!“

Dann klapperte er mit seinen alten Bretteln wieder hinauf, um seine Kunst erst richtig vorzuführen.

Da erst verstand das Fräulein so recht, daß für einen schibegeisterten Jungen ein Stück Schiwachs beim ersten Pappschnee viel begehrenswerter war als das größte Lebtuchenherz. Ebenso froh, wie der Kleine, setzte sie ihren Weg fort, glücklich in dem Gedanken: Für zehn Pfennig so viel gesunde Freude!

Sie hatte das Rätsel einer Kinderseele verstanden, das ihr entgegengetreten war.

Das Turmhaus

Eine Erzählung von Claus Back * Mit Zeichnungen von Walter von Dreesen

Die Haustür faucht langsam hinter Aki zu, der langgewohnte Schulweg nimmt die kleinen Schritte auf wie Schienen einen Straßenbahnwagen. Unbewußt fast und ohne zu wollen, biegt Aki um die Ecke, es geht alles so schön von selbst, wie bei einer Maschine. Der Ranzen drückt ins Kreuz, und der Rücken biegt sich aus und ein. Auf dem Pflaster schurren die Absätze nachlässig hin, die Beinchen knicken und schlentern.

Schön ist ein Morgen, wenn die Sonne mild und golden und schräg die Häuser anhaucht. Die Luft ist so dünn und leer, man möchte sie mit Lachen zum Klingen bringen. Man müßte in den Ferien einmal so früh heraus, denkt Aki, und ziellos umherlaufen. Aber das Auschlafen ist noch schöner.

Viele Menschen kommen entgegen, sie haben es alle eilig. Aber Aki wird ruhig vom Gassen rundum, denn es muß so sein. Einmal hat er verschlafen, und als er auf die Straße kam, waren die vielen Klapperschritte nicht mehr zu hören, die Leute waren alle schon fort. Stumm war die Straße, als hätte sie den Mund geschlossen. Unheimlich und gespenstisch war es gewesen, und Aki war gerannt, denn es hatte längst acht geschlagen. Darum hat Aki keine Angst, solange noch Wirbel und Strömen um ihn wogt.

Jetzt kommt der Fußweg mit den großen Steinplatten, die alle gleich groß sind. Aki versucht, genau auf die Fugen zu treten, aber seine Schritte sind länger, als die Steine breit sind. Hat er den Strich genau an der Fußspitze, so trifft er mit dem anderen Fuß die nächste Fuge unter der Schuhwölbung, den dritten Strich schlägt er breit mit dem Absatz. Der vierte Schritt endlich fällt in ein leeres Feld. Es ist wie ein Wettrennen mit den Strichen, Aki rückt immer weiter vor, er überholt sie und freut sich darüber. Sein Kopf hängt auf der Brust, er läuft schneller und schneller. Und manchmal macht er einen langen Satz, dann hat er gemogelt, und lacht, wenn die Spalte hilflos hinter ihm bleibt.

Dann überschreitet er den Fahrdamm und kommt an eine lange

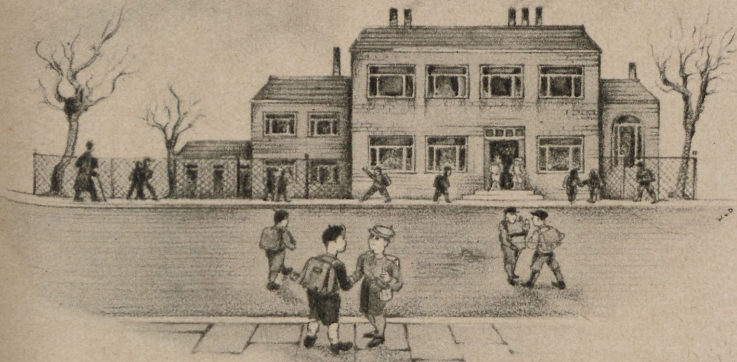
Gartenmauer. Sie ist so hoch wie seine Schulter, und ein Lattenzaun steht darauf. Aki geht sehr schnell, so daß sein Körper auf und ab wippt vom heftigen Strecken der Knie. In plötzlicher Kurve rückt die Eisenbahn ganz nahe an den Zaun, dann saust sie an ihm entlang. Mit schiefem Blick schielt der Fahrgast Aki zur Seite, wie die Latten und lichten Zwischenräume vorbeirasen. Die Bahn fährt unglaublich nahe am Zaun. Wenn ein Schritt nur ein wenig schief geht, muß Aki die Hand am Mauerkalk schrammen. Recht nahe halten . . . noch näher! So, jetzt kommt die Geschwindigkeit erst so recht zum Bewußtsein! Latten und Zwischenräume, Lichter und Schatten flimmern und flackern, und ein Knattern fährt in die Ohren vom Luftwirbel, der im Gitter zersplittert!

So wird der Schulweg zum aufregenden Erlebnis, Aki erreicht höchste Schrittgeschwindigkeit. Trab laufen darf er nicht weil nämlich sonst Körper und Ranzen zu heftig hüpfen. Die Bewegung wäre dann kein Gleiten mehr, wie es sich für eine Eisenbahn geziemt.

Der Zaun hört auf, der Schwung des Maschinenwesens läuft ins freie Gelände aus, und Aki geht wieder langsam. Schon saugt die ferne Schultür von allen Seiten Kinder heran wie in einen Trichter. Aki trifft Ernst-Ludwig Ritter, den er sehr liebt und mit dem er auf derselben Bank sitzt. Sie geben sich die Hand und gehen still zusammen weiter. Ernst-Ludwig hat hübsche braune Haare und feste Hände, mit Adern. Und dann hat er auch im Daumen nagel eine Quersfurche, die Aki so gern betrachtet. Sie reden sich beide mit Vornamen an, das ist selten und kommt nur bei Freunden vor.

Vor dem Tor zum Schulhof treffen sie mit Tarle zusammen, den mögen sie beide nicht, denn er riecht immer noch Heringen oder Zwiebeln. Und sein Frühstücksbrot ist in unförmige Zeitungsbogen vergaben und trotzdem zerquetscht. Aki und Ernst-Ludwig drängen sich vor ihm durch das Hofstor, und über den Hof muß er rennen, um sie wieder





einzuholen. Er fühlt genau, was das heißen soll, und jeder Atemzug staut ohnmächtigen Groll in ihm auf. Im Hause tappeln sie den Fließengang hinter. Viele Schritte klappern vor ihnen und hinter ihnen.

Jeden Jungen, der in die Klasse tritt, überstrahlt ein kurzes, freundiges Lächeln. Denn ein glücklicher Augenblick ist es jeden Tag wieder von neuem, die altbekannten Gesichter zu sehen.

Es ist noch früh, und das krause Geschrei vor Beginn jeder Stunde ist noch nicht erwacht. Noch dämpft ein sanfter, nächtlicher Dämmer die Unruhe. Nur ein graues und müdes Sonnen schwebt über der dreifachen Flucht von Doppelfisgen. Als das zweite Klingeln ertönt, ist es nur noch ein Flüstern, und wie sich endlich die Tür öffnet, schweigt alles beklommen, denn sie haben Rechnen.

Niemand mag die Rechenstunde gern, besonders seitdem beim Teilen immer ein Rest übrigbleibt. Unbefriedigend sind die Aufgaben, und man weiß nie, ob man sie richtig gelöst hat.

Der Rechenlehrer sieht grau aus wie die Zahlenwelt, sein Gesicht hat häßliche Knittersalten. Und seine Stimme klingt schwebend und ziellos wie das Gleichheitszeichen.

Nach kurzem Gebet wird das Rechenbuch aufgeschlagen, das mit dem widerlich rotbraunen Umschlag. Die Hefte mit dem blauen Kästchenmuster liegen daneben. Es geht los!

„Müller! Rechne die Aufgabe Nummer hundertvierzehn vor!“

„Neuntausendsechshunderteinunddreißig geteilt durch vierundzwanzig ist . . .“

Stoßend und langsam brütet Müller die Kolonnen aus, einunddreißig Hände schreiben mit und häufen zwischen Tintensaß und Seft zu den tausend trockenen Tintenflecken weitere hundert auf die braunen Tischnen.

Alki sitzt neben Ernst-Ludwig ganz hinten in der mittleren Bankreihe. Dort ist es gemütlich wie hinter einem Schutzwall. Der Lehrer sitzt an seinem Pult und kann Alki nicht sehen, wenn Alki nicht will. Viele Rücken sind dazwischen wie eine Mauer, dahinter man ausruhen kann. Die Armen, die vorn sitzen müssen! Sie haben kein selbständiges Leben. Sie sind dem Lehrer erbarmungslos ausgeliefert, alles, was sie haben, gehört ihm. Alles, was sie tun, muß nach seinem Willen geschehen. Nur ein winzig kleiner Raum zwischen Tischkante und Bauch ist ihr eigenes Reich, und selbst das ist ihnen nur geliehen, denn der Lehrer kann von oben hineinsehen.

Aber hinten bei Alki hat der Lehrer keine Macht, da herrscht eine Art von heimlicher Dämmerung. Alki und Ernst-Ludwig gehören Tisch und Bank und alles, was tiefer liegt, auch. Beide teilen sich friedlich in ihr Herrschaftsgebiet. Überschreitung der Mittelgrenze wird wohlwollend geduldet, denn sie sind Freunde und haben sich gern.

Alki schreibt die Zahlen mit, die Müller nennt. Alki schreibt ohne Denken, Alki träumt.

Wie schön und ruhig ist sein Platz, wie ist Alki zufrieden und ganz allein! Der kindlich erlebte Raum dehnt sich vor seinen Augen, die Klasse wird eine weite Welt. In großer Entfernung sitzen die anderen alle und schreiben.

Wände bauen sich um Alkis Platz, er selbst sitzt wie in einem Zimmer. Wie durch Fenster sieht er die Umgebung. Mauern steigen hoch, ein Haus entsteht um Alki. Unten, wo die Füße sind, da kommt man herein, in einen dunklen Flur. Nur wenig

Licht kommt hinein, weil der Schatten von anderen Klassenbänken rund um die Fenster hängt. Eine enge Wendeltreppe steigt man herauf ins Wohnzimmer. Dort steht Alkis Pult am Fenster, und er selber sitzt daran und rechnet, einsam und still.

„Richtig, Müller! . . . Schneider, die nächste Aufgabe!“

Zawohl, Alki hat das Fenster offenstehen und kann alles hören, was draußen gesprochen wird. Dunkelrot sind die Wände des Zimmers. Aber der Mensch braucht mehr als ein Wohnzimmer, er muß zum Beispiel auch eine Küche haben. Die kann gut da unter der Bank in die Ecke kommen! Wie wäre es mit einem Schlafzimmer? Ja . . . da müßte das Haus erweitert werden. Und weil die Fläche begrenzt ist, muß das Haus in die Höhe gebaut werden. In den zweiten Stock kommt das Schlafzimmer mit hellblauer Tapete. Dort ist es noch heller als im Wohnzimmer, denn freie Aussicht haben die Fenster nach allen Seiten, nicht einmal Köpfe nehmen das Licht weg. Ein schönes weiches Bett steht da. Alki legt sich darauf und probiert es aus. Wunderbar kann man darin schlafen! Dann sieht Alki aus dem Fenster. Er kann über die Köpfe hinwegsehen und sieht den Lehrer sitzen. Aber der Lehrer sieht Alki nicht an, denn der Schurat hat verboten, in Alkis Fenster hineinzublicken. Und auf dem Haus ist ein Dachgarten . . . aber so viele Treppen werden dann unbequem! Schnell wird ein Fahrstuhl eingebaut, mit einem Rad zum Steuern. Alki fährt auf und ab, das ist ein richtiges Turmhaus geworden. Oben auf dem Dachgarten weht ein frischer Wind. Plötzlich aber fängt es an zu regnen. Da läßt Alki flugs noch ein drittes Stockwerk aufsetzen, dessen Wände aus Glas bestehen. So kann man die Aussicht nach allen Seiten genießen, auch bei schlechtem Wetter. Ein Fernrohr wird aufgestellt, damit man die Berge in der Ferne betrachten kann. Und darüber erst wird der Dachgarten aufgebaut. Jetzt scheint die Sonne wieder, es ist klare Luft, man hat eine gute Fernsicht.

Alki lehnt sich über das Geländer. Tief unten hocken all die blonden und braunen Haarschöpfe in der Klasse. Auch Ernst-Ludwig sitzt da unten, und sein Platz ist dunkel vom Schatten, den der Turm wirft. Ernst-Ludwig müßte es eigentlich besser haben als die anderen! Er bekommt von Alki einen kleinen Balkon geschenkt, damit er höher sitzen kann. Aber er darf natürlich längst nicht so hoch thronen wie Alki selbst.

Alki sieht den Lehrer sitzen. Ganz klein sieht er aus . . . wahrhaft winzig. Jetzt müßte er Alki anrufen! Lange würde er warten müssen, und der Lehrer könnte nichts dagegen tun! Und wenn er doch einmal böse werden sollte, würde Alki das Fenster schließen, die Gardine zuziehen und nach oben fahren. Herr Lehrer, hier oben bin ich! Sehen Sie mich nicht?

„Sajooh!“

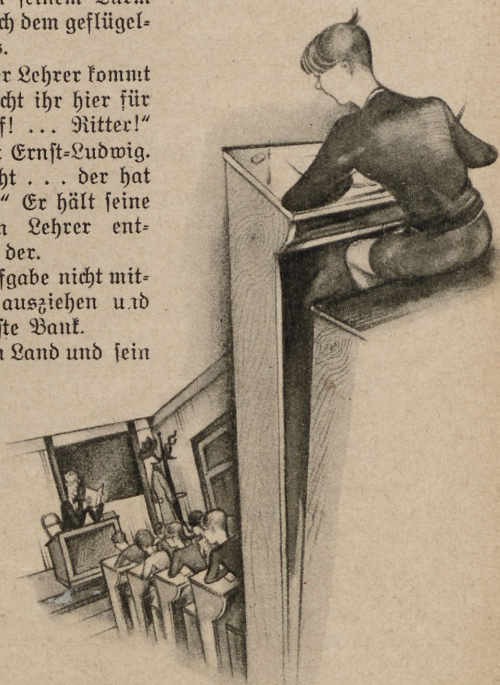
Einunddreißig Köpfe fahren herum. Der Lehrer hebt sein Gesicht, seine Augen fassen Alki wie eine Zange. In wirbelnder Spirale segelt Alki von seinem Turm herunter, freisend gleich dem geflügelten Samen des Ahorns.

„Was ist da los!“ Der Lehrer kommt nach hinten. „Was macht ihr hier für Unsinn! . . . Steh auf! . . . Ritter!“

„Ich weiß nicht“, sagt Ernst-Ludwig. „Ich habe nichts gemacht . . . der hat auf einmal gelacht . . .“ Er hält seine Augen treuherzig dem Lehrer entgegen, da glaubt ihm der.

Aber Alki hat die Aufgabe nicht mitgeschrieben. Er muß ausziehen und kommt vorn auf die erste Bank.

Enteignet ist Alki, sein Land und sein Turm sind verloren. Groß und gewaltig sieht der Lehrer aus in der Nähe. Und Alki muß neben Tarke sitzen; der feixt und macht die Ellbogen breit, daß Alkis Platz ganz schmal wird. Alki ist unglücklich, aber zum Herbst bekommt er im Rechnen eine Zwei-be.



Die vom Gernsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Kurz nach der Befahrt von Remigis Wagen war auch die Untersuchungskommission wieder abgefahren. Der Salammann hatte noch ein paar Worte mit Zumbach gewechselt. Ihm lag das Unrecht, das dem geschehen war, auf der Seele. Er hatte schon ehemals beobachten können, daß Zumbach Freunde hatte und noch in anderen Köpfen als dem Remigis die Begnadigung der Gernsenbergpacht sich als eine Ungerechtigkeit spiegelte.

„Es wäre noch mancher froh, wenn er so anhängliche Leute hätte wie Euren Knecht“, hatte er zu Zumbach gesagt.

„Rechnet ihm das an!“ hatte dieser rasch gebeten. „Treue ist dünn gesät in der Welt!“

Redaktor Martens war hinzugetreten. Auch dem lag der Lauf der Dinge nicht. „Was hier oben vorgegangen, ist mehr Schicksal als Verbrechen“, hatte er gesagt.

Zumbachs Lippe hatte sich gekräuselt. „Dann habt Ihr selbst Schicksal gespielt!“ hatte er geantwortet.

Martens hatte die Achsel gezuckt. „Eure Bewahl hier oben ist nur ein Symptom in der großen Weltwende, die wir anstreben: der gerechten Verteilung der menschlichen Ausfichten. Die Normalisierung des Kapitals geht ihren Gang.“

„Zum Weltuntergang!“ hatte Zumbach heftig erwidert. „Nur zu, ihr Ausgleichskünstler! Eine Welt ohne Besitzer ist wie ein Land ohne Berge. Wenn von denen kein Wasser fließt, bleibt unten die Wüste.“

Er hatte sich abgewandt. Was hatte er all den Leuten noch zu sagen? Was war eine Stimme im Lärm der Gegenwart? All das war ihm leid geworden. Es hatte ihm in diesem Augenblick das Alleinwünschbare geschienen, auf sich selbst zurückzufallen. Unwillkürlich hatte er nach der verlorenen Faulenalphütte hinübergeblickt und hätte dort sich sogleich verkriechen mögen.

Martens und der Salammann hatten Blicke gewechselt: Mit Zumbach war jetzt nicht gut Rirschen essen!

Bald danach waren sie weggefahren.

Zu Zumbach war, hinter der Stallette hervorfliegend, das Amfeli geglimmt. Ihr jähes Auftauchen riß ihn aus seinen Gedanken. „Du noch immer!“ hatte er gerufen und wieder empfunden, daß sie, dieses fremde, kleine Fundstück, als letztes ihm geblieben war. Und sie überblühte abermals alles Schwere, das in ihm war.

Sie war aber noch ganz erfüllt von dem Ereignis der Abführung Remigis. Die Angst stand ihr in den Augen. „Was werden sie mit ihm beginnen?“ fragte sie.

„Das weiß man noch nicht“, antwortete er trübsinnig und fügte, als er sah, wie ihr Tränen kamen, hinzu: „Wir werden sehen, was wir tun können.“

„Sind böse Leute in Mühringen, Zumbachvater?“ fragte Anselma.

„Nicht böser als anderswo“, gab er zurück.

Dann ermannte er sich. Es galt, den Aufenthalt auf dem Gernsenberg nach Möglichkeit abzukürzen. Heran also an die Arbeit! Er kehrte zur Brandstätte zurück, wo Knechte aufräumen, sprach mit den Mägden, die im Stallgebäude pakteten, sah in den Ställen zum Rechten. Alle mahnte er zur Eile. Wie immer, sollten zwei Knechte noch die Winterwacht halten. Zu Neujahr würden sie ohnehin von denen des neuen Wirtes abgelöst werden. Für alle übrigen sollte in zwei bis drei Tagen Ausbruch sein.

Dieser Ausbruch geschah dann auch schon am zweitnächsten Tag. —

In Mühringen klapperten die Maulmühlen: Der Brand auf dem Gernsenberg, die Entdeckung des Brandstifters und jetzt die Heimkehr des ehemaligen Talrates Peter Zumbach! Hei, was es da zu schwagen gab! Nachbar lief zu Nachbar: Hatte man gesehen, wieviel Habseligkeiten der reiche Zumbach noch heim-

geschafft, beachtet, wie niedergeschlagen und scheu er um sich geblickt? Wußte man, wann über den Brandstifter würde Gericht gehalten werden? Und hatte man schon gehört, daß eine Mitschuld des Zumbach nicht ausgeschlossen war?

Peter Zumbach, als er das Amfeli aus seinem Wagen hob, wurde von Crispin begrüßt: „Guten Tag, Vater! Das ist kein leichtes Heimkommen!“

Die Art, wie der Sohn das sagte, fiel Zumbach auf.

Da fuhr dieser auch schon fort: „Die Mutter ist schwerkrank. Ich weiß nicht, ob ich sie durchbringe.“

Dann waren sie mit dem Kind stumm ins Haus getreten.

Die Mühringer ratschten, vermuteten, schmückten aus: Der Verlust der Pacht sei der Frau so in die Glieder gefahren! Der Brand habe ihr den Bogen gegeben! Vielleicht auch die Mitwisserschaft: Zumbach sei doch nicht frei von Verdacht. Hundert „Vielleicht“ türmten sich aufeinander. —

Im gemeinsamen Schlafzimmer des Zumbachschen Ehepaares lag Frau Rosa. Zwei nebeneinanderstehende Betten strebten in einen leeren Raum vor. Waschtisch, Tisch, Stühle — billige Fabrikware — machten die übrige Einrichtung aus.

Die Kranke hatte ein kleines, spitz gewordenes, totenähnliches Gesicht. Hart und gerade, wie ein Messerschnitt, zeichnete sich der Mund unter der scharf vorspringenden, mehlweißen Nase ab. Sie schlummerte viel. Wenn sie wach war, hustete sie, einen trockenen, kurzen, geschäftlichen Husten. Wenn Crispin oder andere Familienglieder ins Zimmer traten, gab sie auf Fragen nach ihrem Befinden mit ein, zwei Worten Bescheid: „Das wird wieder besser“, oder: „Das will seine Zeit haben.“

Die Mittel Crispins nahm sie auf die Sekunde pünktlich. Hilfe wies sie zurück mit der Bemerkung, die anderen hätten sonst genug zu tun. So machte sie ihre Krankheit, eine Lungenentzündung, ab, wie sie ihren Alltag gelebt hatte, der Schnur nach, mit einem eigentümlichen, eigenfönnigen Fleiß. Und das Fieber in ihrem Körper war eigenfönnig, wie sie, nahm nicht zu und nicht ab, obgleich Crispin sich verzweifelt mühte, es zu dämpfen. Nie hatte Frau Rosa in ihrem Leben das Gleichgewicht verloren. Kein Ereignis, weder der reiche Kristallfund noch Crispins Glück, weder die große Wende am Gernsenberg noch der Brand und seine Folgen hatten ihr innerlich viel zu schaffen gemacht. Jetzt riß auch der Kampf mit dem Tod sie nicht aus Gleichmaß und Gleichmut.

Liebe umwehte ihr Bett, aber sie schien anfangs einseitig. Crispin trug sie herein. Er wußte, wie schlecht es um die Mutter stand. In ihm regte sich vorab der Ehrgeiz des Arztes, der gegen die Krankheit nicht unterliegen wollte, das rein menschliche Mitleid mit der Leidenden, aber daneben drängte die starke, blutentspringende Liebe, fernste, unbewußte Ahnung, daß auch in diesem Hausbesen von einer Mutter das Muttergefühl nicht tot war.

Einmal, als er sie untersuchte, scherzte die Kranke: „Nigle mich nicht, du!“ Ein andermal: „Was wirfst auch du wissen, Doktorsohn!“

Aus diesen kurzen, nur für ihn gemeinten Bemerkungen heraus vernahm er aber etwas Selbstfömes: den ihm bisher verhehlt gebliebenen Stolz darüber, daß sie einen tüchtigen Sohn besaß.

Aber auch Pauline stand als eine andere als sonst an diesem Bett. Sie trug der Mutter die kleinen Stärkungen zu, die der Bruder verordnet und sie in der Küche bereitet. Ihr Gesicht behielt dabei den gewohnten mürrischen Ausdruck. Und doch ätzerte sie innerlich. Sie ahnte einen Verlust und fühlte auf einmal, daß auch sie, die Ausgestoßene, Arme, noch etwas zu verlieren hatte. Da wurde ihr harter Schritt leiser. In ihrer Stimme bebte etwas, wenn sie kleine, herbe Worte sprach wie: „Behr dich,

Mutter! Wehr dich, Soldat!" Ihre Hand aber behte, wenn sie der Leidenden Schweiß von der Stirn wischte.

Am fremdesten fühlte sich vielleicht Peter Zumbach in dieser Stube, deren zweites Bett er auf Anordnung Crispins gegen eine Gastlagerstatt in einer Nebenkammer getauscht hatte. Zwischen ihm, dem Planer und Streber, und seiner Haushälterin von Frau waren die Brücken lange eingestürzt. Sie war nie krank gewesen. Nun fiel diese Krankheit in eine Zeit, da Zumbachs Innerstes durch die sich überstürzenden Ereignisse am Gensenberg aufgewühlt und von ihnen erfüllt war. So achtete er zuerst kaum auf das Neue, das sich hier vollzog, gab sich nicht Rechenschaft, wer hier lag und litt und wie ernst die Krankheit war. Er betrat anfänglich die Stube selten. Jeder Tag brachte ihm Pflichten. Der Prozeß des Remigi, die Unterbringung der Anselma in der Schule, mit der Übergabe des Gensenbergbetriebs und mit der Versicherung des Pashauses in Verbindung stehende Fragen nahmen ihn in Anspruch. Erst, als Crispin ihm sagte: „Die Mutter wird sterben!“ erwachte er. Erinnerungen an Tage der Freie suchten ihn heim. Und nun kam die Ahnung einer großen Änderung auch über ihn, und er begann, den nahenden Verlust der Frau als ein Weiterbröckeln seines Lebensbefiges zu empfinden. Es schien ihm, daß alles, was er besaß, in Bewegung sei, wie bei einem Erdschlipf. Scholle um Scholle fiel zu Tal.

Häufig trat er jetzt ans Bett Frau Rosas: „Wie geht es heute, Kamerad?“

Ständig bei voller Besinnung, gab sie kurze Antworten: „Ach, wegen mir mache dir keine Gedanken! — Du hast jetzt andere Sorgen! — Das mache ich schon allein ab!“

Sie dachte nicht an Tod, und Zumbachs Anwesenheit, weil sie im Alltagsgang ungewöhnlich war, schien sie zu erregen.

Aber sie wurde müder, schwächer und stiller. Schläfrigkeit breitete sich über sie. Da, als ihr rasches, nüchternes Wesen von ihr abfiel, sah Zumbach sie auf einmal als Mädchen. Jene Zeit tauchte wieder auf, da er sie zur Frau und Mutter gemacht, und eine leise Ehrfurcht vor etwas Unbestimmtem, das aus jener Zeit ihr noch anhaftete, begann ihn zu erfüllen. Da wurde die Krankenstube zu einer Insel im Meer der sonstigen Lebenswidrigkeiten. —

November kam. Vor seiner Zeit fiel Winter ein. Hohem Schnee folgte grimmige Kälte. Die Fenster der Krankenstube überwuchsen Eisblumen. Eine Straßenlaterne warf nachts von außen ihren Schein hinein und ließ sie glitzern.

Eines Abends stand Pauline davor und schrieb mit einem Finger einen Namen hinein: „Remigi.“ Davon fiel leiser Schneestaub aufs Gemis. Paulines Gemüt war zerrissener als je. Sie wäre gern wieder aus der Stube gegangen; denn es litt sie nie lange am gleichen Ort; aber Crispin hatte sie und den Vater herangerufen und gesagt, es gehe mit der Mutter zum letzten.

Am Fußende des Bettes lehnte Zumbach, den Blick auf die Sterbende gerichtet, die eine Einspritzung eben wieder etwas be-
lebt hatte.

Das Sterben Frau Rosas war eine langsame und schmucklose Sache. Keinerlei Pathos war darin. Der röchelnde Atem wurde leiser; aber noch immer sprach sie Dinge vor sich hin, die heute ihren Geist besonders beschäftigten. Einmal flüsterte sie: „Ich will die Wäschelisten auspacken, die noch herumstehen!“ Und bald darauf: „Wir werden auf der Faulenalp eine Sommerwirtschaft einrichten!“ So gingen ihre Gedanken auch jetzt noch den Weg ihres Werttages.

Pauline dachte, es könne um die Mutter nicht so schlimm stehen, da sie sich noch immer mit dem Haushalt beschäftigte. Crispin hätte sie daher wohl später rufen können, und es habe keinen Zweck, hier zu stehen und zu warten.

Zumbach aber neigte sich vor; denn Frau Rosa tat soeben die tief eingesunkenen Augen wieder auf und ließ sie mit einem ziellos suchenden Blick durchs Zimmer gleiten.

„Sie geht so, wie sie gelebt hat!“ flüsterte Crispin, der am Bett saß, dem Vater zu.

Zumbach gab sich Mühe, sich der ganzen Tragweite dieser Worte bewußt zu werden. Wieder erinnerte er sich an die Vergangenheit, und es tat ihm leid um sie und um das Verblühen derjenigen, die damals jung gewesen. Es tat ihm leid, daß sie sterben mußte. Aber ein eigentlicher Schmerz wollte sich nicht einstellen. Es war ihm so, als laufe neben ihm eine Maschine aus und er warte mit leisem Interesse auf ihr Stillstehen.

Plötzlich blieb Frau Rosas Blick auf seinem Gesicht haften. Etwas Strenges trat hinein, und wie sie früher etwa gesagt hatte: „Ich gehe jetzt in die Wäschliche!“ oder: „Ich hole Wein aus dem Keller!“, so sagte sie jetzt: „Ich werde jetzt schnell sterben!“; sagte es, als wäre es etwas, das sich zwischen zwei anderen Geschäften abwickeln ließe.

„Pauline!“ rief Crispin.

Die bittere Schwester trat ans Bett.

Crispin erhob den Zeigefinger. Und von dem Finger geleitet, der geräuschlos einen kleinen, abwärts führenden Halbkreis beschrieb, wohnten sie dem Erlöschen des Atems bei, das sich vor ihren Augen vollzog. So tat Frau Rosa auch ihr letztes Geschäft mit ihrer alten Raschheit und Sicherheit ab. Nicht eine Naturgewalt schien sie zu bezwingen, sondern es war, als blase sie selbst im Vorbeigehen ihr eigenes Lichtlein aus.

Noch standen die drei Zeugen am Bett, als die Tür aufging und Anselma eintrat, die einen kleinen roten Geranienstock in Händen trug. Sie war noch beim alten Simmen, dem Lehrer, gewesen, dessen Enkelin ihre Schulkameradin war, und der Schulmeister, Zumbach um mancher Beihilfe am kargen Gehalt verpflichtet, hatte ihr die Blume für die kranke Pflegemutter mitgegeben.

Das Aufgehen der Tür ließ die drei am Bett sich umsehen. Paulines Augen waren naß. Ihre Tränen waren mehr verdrossen als schmerzlich; denn der Tod der Mutter war ihr jetzt schon wieder mehr eine ihr persönliche angetane weitere Ungelegenheit als ein Schmerz. Als sie Anselma erkannte, wendete sich ihr halber Arger gegen sie, und sie winkte dem Kinde, wieder hinauszugehen.

Aber Crispin kam ihr zuvor. Seine Hand griff nach dem Blumenstock, und er hieß das Amsel herankommen: „Siehst du, die Mutter ist tot!“ sagte er mit seiner weichen, gütigen Stimme und stellte die Blume neben das Bett. Dann nahm er Frau Rosas Arme, bettete sie und faltete die Finger über ihrer Brust. Seine eigenen weißen, frauenhaften Hände taten das mit einer stummen Zärtlichkeit, sie waren gleichsam erfüllt von Liebe; denn Herzblut rinnt ja in die letzte Fingerspitze. Dann küßte er die Mutter auf die Stirn, und dieser Kuß glich einem letzten zu ihr gesprochenen Wort: „Jetzt sei ganz froh! Die Arbeit ist getan!“

Peter Zumbach hatte das Fingerzeichen des Sohnes verfolgt. Und als Frau Rosas Atem ausgefegt, hatte ihn die plötzliche Stille mehr denn alles zuvor ergriffen. Nun fühlte er auf einmal, als stehe die einzige, unendlich pünktliche, allezeit ihm dienstbar gewesene Uhr still. Ein Schluchzen wollte in ihm aufquellen. Aber da hatte nun, eine gleich einem Licht brennende Blume in den Händen, Anselma in der Tür gestanden. Etwas Fremdes, Unwerttätiges war an ihrer Erscheinung. So war sie schon oft in die Gleichförmigkeit, Häßlichkeit oder Schmerzlichkeit des Alltags hineingeblickt! Sie gewann Macht in seinem Sinn, so daß er sich von den nüchternen Tod hinter ihm ab- und ihr zuwandte.

Anselmas Augen begegneten den seinen. Sie empfand vor der toten Frau Rosa, deren spitzes, gelbes Gesicht aus den Rissen leuchtete, halb Furcht, halb Scheu. Aber es schien ihr, als liege auch über dem Zumbachvater eine ungewohnte Weglosigkeit. Darum trieb es sie auf ihn zu. Sie schmiegte sich an ihn, und während sein Arm sie hielt, standen sie am Totenbett, mehr von der Empfindung ihrer Zusammengehörigkeit beseelt, als noch von Gedanken an die Tote bewegt. —

In Mühlingen schuf dann Frau Rosas Tod neuen Gesprächsstoff. Er blieb aber nicht das letzte. Sei, was es noch auszu-
knobeln gab! Da war die bittere Pauline. Der sehe man nicht an, daß sie die Mutter verloren habe, räsonierten die Leute. Die regiere jetzt im Zumbachhaus, und ein scharfer Wind wehe vor ihr her. Dem war wohl so: Pauline arbeitete, murrte, händelte sich durch den Tag. Wichtiger wurde sie den Mühlingern als Zeugin in dem anhebenden Brandstiftungsprozeß. Man wußte sich zu erzählen, sie habe Dinge ausgesagt, die sie vielleicht selbst noch in Untersuchungshaft bringen könnten; habe runderaus erklärt, sie hätte am liebsten selbst das Pashaus angezündet. Sie gönne den Mühlingern jeden Schaden. Man beschäftigte sich mehr und mehr mit ihr. War sie nicht mit dem Knecht Remigi sonderbar vertraut gewesen? erinnerte man sich nicht, daß sie eine Zeitlang ein jämmerliches Aussehen gehabt? Und habe sie nicht Crispin, den Arzt, zum Bruder? Bei Crispin an-

gelangt, zischte die Nachrede in einer neuen Flamme auf: Der junge Arzt sei Mode geworden. Auswärts mehr als daheim! Das könne nicht mit rechten Dingen zugehen! In Mühlingen saßen zwei neidische Kollegen Crispin. Die bliesen wader ins Feuer. Eines Tages hieß es, Crispin sei ein Zumbach. Merke man immer noch nicht, was für eine angefaulte Familie das sei? Der Vater —

Ja, der Vater! Peter Zumbach hatte schon drei Verhöre zu bestehen gehabt. Was er geantwortet, stand in den verschlossenen Protokollen. Aber die Mühlinger wußten es auswendig oder behaupteten, es zu wissen. Er leugne jede Teilnahme an der Brandstiftung, sage, Gedankenfünden begehe ein jeder. Aber das Beiseitebringen von allerlei Gegenständen knapp vor Feuer- ausbruch könne er nicht in Abrede stellen.

Zuletzt sprangen die Gerüchte auf Remigi über. Er sitze als ein gänzlich Gebrochener im Gefängnis, verwünsche den Zumbach und seine Sippe, und wolle nicht allein büßen, was von andern ausgeheckt worden sei.

Der Rotbart Remigius Klein mochte vielleicht, trotz seiner plumpen Breitschultrigkeit, seinem Wärter als ein geschlagener Mann erscheinen, als sein Prozeß zu Ende und er zu Zuchthaus verurteilt war. Er saß den langen Tag in seiner Einzelzelle, aus der er erst in einigen Wochen zu Arbeit und Freiluftpausen geführt werden sollte, die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in die hohlen Hände gelegt, auf hartem Stuhl. Ein hochgelegenes, vergittertes Fenster zeigte ihm den Frühlingshimmel. Schon früh brach Sonne durch die Luke auf ihn nieder. Aber er rückte von ihr weg in den Schatten. Was da draußen war, schien ihm so fern wie seine Jugend, an deren Freudlosigkeit — er war das Kind einer in der Fremde zu Fall und ins Elend geratenen Magd — er sich nicht erinnern mochte. Auch genügte ihm das, was ihm seine Zelle zu raten gab. Er wollte nicht auch noch von der Außenwelt wissen. Hier wurzelte sein Unglück. Hier kreisten seine Gedanken um die Ereignisse der letzten Wochen. Aber sie waren anders, als die Mühlinger sie sich vorstellten, und anders war er selbst. Remigi verwünschte Peter Zumbach nicht, wie sie meinten. Dieser hatte ihn in der Zelle besucht. Und er hatte nicht, wie die Mühlinger meinten, ihn als den betrachtet, der ihn ins Zuchthaus gebracht, sondern noch immer den in ihm gesehen, der ihn vor vielen Jahren davor bewahrt. Seine Miene und sein Herz hatten sich bei Zumbachs Eintritt aufgestellt. War nicht alles gut, was gesehen war? Das Haus am Gensenberg war nicht mehr. Was dort wieder entstehen würde, war nicht mehr Zumbachs Heimat! So würde dieser die untergegangene weniger vermissen als die ihm weggestohlen! So hatte seine, Remigis, Tat ihren Zweck doch wohl erreicht? Er suchte in Zumbachs Miene nach einer Bestätigung dieser seiner Auffassung. Und Zumbachs Blick war voll einer inneren Bewegtheit. Remigi erinnerte sich der Gerichtsverhandlungen. Auch da hatte sein Verteidiger darauf hingewiesen, daß seine Tat nur aus blinder Treue erklärlich sei. All das hatte ihn seltsam beruhigt.

Nun sprach auch Zumbach: „Ich habe keinen Einfluß mehr in Mühlingen. So habe ich dich auch nicht vor diesem Haus hier bewahren können. Aber ich bin gekommen, dir zu sagen, daß, solange ich noch einen Rappen selbst besitze, du dich nicht sorgen mußt um das, was nach diesen Straßjahren werden soll.“

Remigi hörte aufmerksam zu. Freilich: Das Nachher hatte ihm schon zu schaffen gemacht. Er hatte nie recht unter die Menschen gepaßt. Nachher würde er noch weniger wissen, was er mit ihnen anfangen sollte.

Da fuhr Zumbach schon fort: „Beinahe säße ich jetzt auch hier. Und daß Pauline sich nicht um die Freiheit geredet hat, ist ein noch größeres Wunder. Du hast zuletzt alles auf dich genommen. Wir sind böse in deiner Schuld.“ Damit legte Zumbach die Hand auf die Remigis und zog ihn neben sich auf die Pritsche, die an der Wand stand, als sei er seinesgleichen.

„Pauline“, hörte Remigi. Da würgte ihn eine Schuld, die noch nicht gebeichtet und gestraft war, mehr als alles vorher. Aber ebenso rasch fiel ihm vor Mund und Herz wieder ein Niesel. Sollte er dem Zumbach, auf den das Schicksal einen Hammer nach dem andern herabfallen ließ, noch einen neuen Streich versetzen? Und Pauline! Auch über die und über sich selbst hatte er viel nachgedacht. Der Lebenshunger hatte sie zu ihm getrieben; ihn selbst hatte sie damit angesteckt. Und wie

sie, gleich einer Überfüllten, wieder von ihm weggefallen war, so war auch über ihn langsam die Ernüchterung gekommen. Warum noch einmal alles aufrühren? Niemand zu Nutzen! Vielleicht allen zu Schaden! Er schwieg. Und erst nach langem Zögern fragte er Zumbach: „Was werdet Ihr machen? Werdet Ihr in Mühlingen wohnen bleiben?“

Zumbach glaubte, Remigi frage ebenso nach seiner eigenen Zukunft wie nach der seines Meisters. „Mühlingen?“ antwortete er gedankenvoll. „Mir ist, ich sei schon nicht mehr hier. Die Frau ist auch schon fortgezogen.“

„Ich habe gehört, daß sie gestorben ist“, bestätigte Remigi.

Aber Zumbach fuhr fort: „Was mit uns andern wird, muß sich weisen. Pauline meint: Auswandern. Andere Länder, andere Leute, die nichts von einem wissen! sagt sie. — Vielleicht wäre es gut — auch für dich, Remigi. Ich aber —“, er stockte und sah ins Leere — dann schloß er: „Ich habe von Ländern und Leuten genug. — Die Faulenalp ist ein einsamer Posten.“

Ich werde zu ihm hinaufsteigen, dann! dachte Remigi.

Da fühlte er wieder Zumbachs Hand.

„Weißt noch, wie wir miteinander die Strahlen geholt haben?“ fragte er. „Die Berge haben mir mehr geschenkt als die Menschen. Ich werde da oben in der Faulenalp weiter nach Strahlen gehen oder auf die Jagd und — und nachdenken, wie es kommt, daß einem in der Welt der gute Wille nichts hilft. Aber eigentlich wäre es mir nicht recht, wenn ich nicht ein paar beihelte wie dich und Crispin und das Amseli. Du bist nicht mehr der Knecht, Remigi. Du bist ein Bruder.“

Die Hand Zumbachs schloß sich fester um die des andern.

Remigi hielt ganz still. Es umwehte ihn gleich einem wohligen Winde. Und es war ihm, als habe der andere noch einmal, wie vor Jahren, die Schuld von ihm genommen. Wieder aber drängte sein Gewissen zur Beichte seines letzten Geheimnisses. Vielleicht würde er jetzt sich selbst verraten haben.

Da zog Zumbach ein Bündel Banknoten hervor und steckte es ihm zu.

Er war verwirrt. Er wollte fragen, was das solle.

„Geld macht nichts gut“, erklärte Zumbach. „Aber zum Leben ist es nötig. Später wirst du es brauchen, magst du anfangen, was du willst. Nimm es und schau es nicht an! Denk, ich habe den Hut vor dir gezogen!“ Und schon stand er auf und ging.

Der Rote blieb ganz betäubt zurück. Nur das Gefühl, als umwehe ihn ein guter, wohliger Wind, blieb ihm.

Eine Woche später ging vor dem Zuchthausgebäude ein zweiter Gast unentschlossen auf und ab. Jeden Schritt mit einem unbewußten „Soll ich?“ belastet, war die Regine Aschbach von der Laufstuh nach Mühlingen hinuntergestiegen. Im behäbigen Hause ihres Vaters, wo die Blumen im Sommer alle Fenster schmückten und im Winter in allen Stuben gepflegt wurden, wo zwischen Eltern und Tochter ein schmutzloser, beschaulicher Friede war, hatte Regine den Untergang des Paßhauses und alle nachherigen Ereignisse miterlebt. Die Gerüchte, die die Mühlinger einander von Schwelle zu Schwelle zutrugten, waren, gleich giftigen Gasen, auch zum Aschbachgut hinaufgerauscht. Aber die Aschbachs hatten nicht von ihnen gehandelt: Regine nicht, weil ihr das Herz zu voll war; die Eltern nicht, weil die Tochter noch immer allein den Weg gefunden hatte. Diese Tochter war ein klares Wasser. Sie wußten, daß sie ihr immer wieder auf den Grund sehen würden. Und Regines Blick blieb frei, obgleich viele Nächte lang ihren Augen der Schlaf fehlte. Sie glaubte nicht an eine wirkliche Schuld Remigis. Seine Tat schien ihr Schicksal. Sie sah ihn eingesponnen in ein Netz von Verhängnissen. Aber sie war eifersüchtig genug, daß sie in Pauline die Anstifterin alles Unheils erblickte. Sie hörte von ihr, daß sie nach dem Tod der Mutter die Wirtschaft im Hause von Vater und Bruder übernommen, daß sie aber noch galliger als früher sei und da und dort in ihrer scharfen und ein wenig wilden Art erklärt habe, sie werde je eher, desto lieber den Staub Mühlingens von ihren Schuhen schütteln und über See fahren. Auf keinen Fall werde sie sich auf der Faulenalp, wohin der Vater im Sommer zu ziehen gedenke, begraben lassen. Wie aber stand sie zu Remigi? Würde er nach Ablauf seiner Strafzeit ihr über das Große Wasser folgen? Sie, Regine, glaubte nicht daran. Niemand hatte es ihr gesagt, aber sie ahnte, daß Remigis wirre Freude an Pauline wie ein böser Föhn verkauft sei. Immer und immer wieder kam ihr dieser Glaube, und es wollte ihr scheinen, daß Remigi ihr mehr gehöre als der andern, daß



Aufnahme: Dr. Otto Croy

Die Mitternachtssonne glänzt über der Magdalenenbucht

sie ihn nur für eine rasche Weile an jene verloren. Einmal aber von der Hoffnung befallen, daß er wieder zu ihr zurückkehren werde, fand sie keine Ruhe. Sie, die sonst nie Neugierige, begann nachzuspüren und herumzufragen, um herauszubekommen, was für Besuche Remigi in seiner Haft bekomme, hörte, daß Zumbach und Crispin bei ihm gewesen, sonst aber niemand. Die Tatsache, daß Pauline ihm fernblieb, bestätigte ihr ihre Annahme, daß die beiden nicht mehr wie früher zueinander ständen. Da erinnerte sie sich daran, daß Remigi auf der Welt keine Verwandten besaß. Seine Einsamkeit begann sie zu bedrängen. Sollten nicht wenigstens die paar Leute, die ihn kannten, sich um ihn kümmern? Würde nicht das währende Vertrauen alter Freunde ihm wohl tun? Lange trug sie all diese Erwägungen mit sich herum. Eines Morgens aber erklärte sie Vater und Mutter, daß sie heute einen Besuch bei Remigi, dem einstigen Dienstkameraden, machen werde.

„Tue das!“ hatte die wackere und zu Scherzen stets aufgelegte Mutter zugestimmt. „So ein Weibergesicht ist in einem Speckkammerlein so gut wie die Sonne.“

So hatte Regine den Weg ohne viel Zögern angetreten. Aber dann — lange, bevor sie das Zuchthaus erreichte — tauchten ihr Bedenken auf. Sie und Remigi waren seinerzeit auseinandergegangen, ohne sich auszusprechen. Zwischen ihnen lag diese Sache mit Pauline. Würde Remigi sich nicht wundern, was gerade sie bei ihm wollte? Lag nicht in ihrem Besuch eine Absonderlichkeit, vielleicht eine Zudringlichkeit? Mehr als einmal verhielt sie den Schritt, war im Begriff, umzukehren, und als sie vor die alterstüchtige Tür des Zuchthauses kam, hatte sie nicht den Mut, einzutreten. Unentschlossen ging sie auf und ab. Ihr Blick ging schen an der schmutziggrauen Mauer hinauf bis zu den vergitterten Zellenfenstern. Wo mochte Remigi haften? Was sollte sie sagen, damit man sie zu ihm ließe? Schwer und schwerer wurde ihr das Herz. Als sie aber bemerkte, daß Vorübergehende auf sie aufmerksam wurden, fühlte

sie, daß sie hier nicht länger bleiben konnte. Noch einmal stand sie im Begriff, wegzulaufen. Dann trieb ein jäher Drang sie doch durch die Tür.

Im Flur fragte ein Polizist nach ihrem Anliegen und rief den Wärter herbei. Der geleitete sie über morsche Holztreppen ins zweite Stockwerk. Aber die eiserne Tür an Remigis Zelle war fester als diese Treppen. Als sie sich aufstieß, sah sie wieder zuerst das Fenster, diese nischenartige, hochgelegene, vergitterte Öffnung. Trüber, verblässer Himmel lag dahinter. Der anfänglich schöne Morgen verlor an Glanz. Eine müde Helligkeit lag in der Zelle, und in ihr erblickte sie Remigis rotes Haar. Es schien ihr wie angegraut. War er alt geworden? Hatte das Mißgeschick ihm den Kopf so tief in die breiten Schultern hineingedrückt?

Er saß mit dem Rücken ihr zugewandt und schnitzte an einem Holzstück.

Der Wärter schloß die Tür hinter ihr.

Da stand sie nun und wußte nicht, ob Remigius ihres Eintritts überhaupt geachtet hatte.

„Guten Tag, Remigi!“ grüßte sie endlich, da er sich gar nicht umwandte.

Er fuhr zusammen. Er hatte seinen Gedanken nachgehangen, gedacht, der Wärter sei gekommen und wieder gegangen. Nun hörte er, daß eine Frauenstimme sprach.

Pauline? Es durchfuhr ihn heiß. Was wollte sie? Wußte sie nicht, daß er einen Strich hinter das gemacht, was gewesen war, und nicht noch einmal von vorn beginnen wollte? Unlustig drehte er sich zuletzt um. Dann traute er seinen Augen nicht. Und dann zuckte sein Sommerprossengeficht vor ungläubiger Freude. Es ging ihm gut, flog es ihm durch den Sinn. Alle Leute waren recht zu ihm. Zumbach war dagewesen und Crispin, und nun kam gar noch die Regine!

(Fortsetzung folgt)

Obstgärten blühen im Wüstensand



Von Mihaly Meszaros

Wo früher der gefürchtete Sandsturm tobte,
werden heute Hunderte von Zentnern Obst geerntet



Sahara — das Wort erweckt in uns Europäern die Vorstellung von Trockenheit, sengender Hitze, Sand und Sturm, mit einem Wort das Bild verzweifelter Unfruchtbarkeit. Vor fünfzehn Jahren noch wäre es unvorstellbar gewesen, daß man im Sand der Wüste Wein, Getreide und Tabak ernten könnte. Doch die einst lächerlich anmutende Idee ist heute verwirklicht: Der Boden, auf dem früher nur vereinzelte Palmengruppen ihr kümmerliches Dasein fristeten, ist für eine reiche Nutzvegetation urbar gemacht worden. Wo früher der Samum Sandhofen von ungeheurer Höhe aufwirbelte, sind in weniger als fünfzehn Jahren Akazienwäldchen, Bananenpflanzungen und Obstgärten entstanden, in denen Birnen und Äpfel wachsen, die es an Größe, Geschmack und Duft mit den kalifornischen Obst aufnehmen. Die Libysche Wüste ist zur Proviantkammer Italiens geworden.

In den nächsten hundert Jahren sollte es eigentlich keine arbeitslosen Italiener geben, denn in der Sahara kann ein jeder Arbeit und Brot finden; die Erwerbsmöglichkeiten sind unerschöpflich. Allerdings nicht für Fremde. Der Staat läßt keine Ausländer herein, doch jeder Italiener bekommt oft völlig unentgeltlich Boden zur Bewirtschaftung und auf zehn bis zwanzig Jahre Kredit. Wer zu Hause unzufrieden ist, keinen Erwerb findet oder seinem regeren Geist einen größeren Spielraum sucht, als er in Europa zu finden ist, der besteigt ein Schiff und fährt nach Libyen. Der menschliche Geist kennt keine Schranken.

Unter dem Sande Libyens gibt es überall Wasser, das durch mehr oder minder tiefe Brunnen zu erreichen ist. Der Sand wird durch das sogenannte Bierdecksystem mit Hilfe von Ricinusstauden gebunden; unter ihrem Schutz kann jede andere Pflanze Fuß fassen und sich, wenn sie zu Wasser kommt, mit fast unheimlich tropischer Geschwindigkeit entwickeln. Das Ertragnis ist größer als das des besten europäischen Humusbodens.

Doch um zu diesem Ergebnis zu gelangen, hat es zwölf Jahre schweren Kampfes bedurft, zwölf Jahre, die an Mühe, Arbeit und Enttäuschungen gleich reich waren.

In Libyen gibt es zwei Arten von Sandwüsten. Die eine Art breitet sich in der Umgebung der Städte Zuara, Leptis Magna und Misurata aus und war früher Meeresboden; sie gehört zu der sogenannten unbeweglichen Art. Die kontinentale Wüste, die andere Art, ist die gefährlichere Sorte, denn sie wechselt ständig ihren Platz. Über die Salzwüsten hinaus wandert sie manchmal bis zum Meer und verweht nicht nur die nach Tripolis führenden Wege, sondern auch die schmalspurigen Gleise der Kolonialbahnen. In erster Reihe mußten diese unruhigen Wanderer gebändigt werden.

Man versuchte es mit sogenannten Isolierzonen, die, mit hohen Sträuchern und Bäumen bepflanzt, dem Sand eine lebendige Mauer entgegenstemmen sollten. Die Arbeit wurde sofort in ungeheurem Maßstabe begonnen, doch schon nach dem ersten Jahr stellte es sich heraus, daß der Versuch vollkommen mißglückt war. Der Flugland, den der Wind wie ein gehektes Wild ständig vor sich hertreibt, sammelte sich am Fuße der Staudenmauer an, bedeckte diese bereits innerhalb weniger Tage und wuchs zu großen Wanderdünen, die die einst ebene Wüste noch unwirtlicher und für menschlichen Verkehr ungeeigneter machten, als sie ursprünglich gewesen.

Man versuchte es nun mit einer neuen Methode. Anstatt lebende Mauern aus indischen Kakteen und Rohr zu ziehen, bepflanzte man die Wüste in großen Bierdeckformen mit Steppengras und einer Pflanze, die *Typha augustata* heißt. Der Versuch wurde augenblicklich von Erfolg gekrönt. Der Sand blieb zwischen den Bierdecken stehen, das Steppengras wuchs kräftig an, die Triebkraft des Windes versagte. Die Wüste ergab sich endlich.

Die Ergebnisse sind von so durchschlagender Beweiskraft, daß das Verfahren sofort auch von den französischen Nachbarkolonien übernommen wurde. Heute arbeitet man bereits überall nach derselben glänzend bewährten Methode.

Sind die Bierdecke aus Steppengras und *Typha augustata* einmal angelegt, so heißt es, den Innenraum mit einem Pflanzen-



Wie ein wellenbewegtes Meer erstreckt sich die endlose, öde Wüste



Langsam beginnen Neger und Araber mit dem systematischen Anbau der Vierecke aus Steppengras



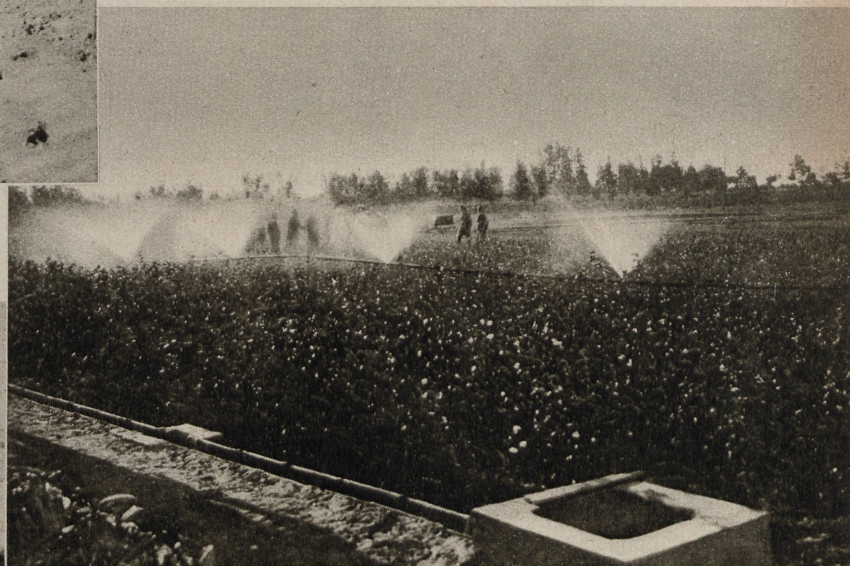
Deutlich unterscheidet sich die durch das Steppengras gebändigte Wüste von den unbebauten Flächen

teppich bedecken, der den noch immer unruhigen Sand nach Möglichkeit festhält. Man fand, daß sich zu diesem Zweck am besten die Rizinusstaude eignet, die bereits in ihren ersten jungen Jahren kräftig anwächst. Hat sie sich erst zu einer gewissen Höhe entwickelt, so bindet sie den Sand auf eine derart energische Weise, daß er auf ewige Zeiten zwischen ihren Wurzeltrallen gefangen bleibt. Das ist der Zeitpunkt, da man mit dem Pflanzen von Bäumen beginnen kann.

Am besten bewähren sich die australischen Akazienbäume, in den Niederungen die kanadischen Pappeln.



Schon nach 3 Jahren wachsen Rizinussträucher dicht beieinander
Aufnahmen: Pucci



Nach 10 Jahren gedeiht und wächst hier bereits eine Baumschule

Um aber die guten Ergebnisse zu verstehen, die man auch mit europäischen Baumarten erzielt hat, muß man wissen, daß es unter dem Boden Libyens, also auch unter der Sahara, überall Wasser gibt. Reines Wasser ist allerdings oft nur in einer Tiefe von siebenzig bis achtzig Metern zu finden, doch gräbt man zwanzig bis dreißig Zentimeter tief in den Sand hinein, so fühlt er sich bereits überall feucht an. Hat nun die Wurzel einer Pflanze in diesen wasserhaltigen Regionen einmal Fuß

gefaßt, so wird sie im selben Augenblick fast unabhängig von den Launen des Klimas, in erster Reihe also von dem nur höchst sporadisch auftretenden Regen. So ist es teilweise zu erklären, daß auch die europäischen Akazienarten bereits im ersten Jahre ihres Wachstums außerordentlich kräftig gedeihen, wobei man allerdings einigermaßen erstaunt war, zu sehen, daß der Baum ohne die geringste biologische Störung — sozusagen ohne mit der Wimper zu zucken — das tropische Klima zur Kenntnis nahm und sich auch in den Wintermonaten seines Blättergewandes nicht entledigte. Ich habe Akazienalleen gesehen, deren Stämme in ihrem zehnten Lebensjahr bereits eine Höhe von zwanzig Metern und den bemerkenswerten Umfang von siebenzig Zentimetern erreichten.

Doch diese Arbeit erfordert nicht nur Schweiß, sie kostet auch Blut. Ich habe Hunderte von KonzeSSIONen durchwandert, aber nicht eine einzige gesehen, in der keine Soldatengräber gewesen wären. Sie beherbergten Männer, die für den Wohlstand und das Glück einer neuen Generation von Einwanderern ihr Leben hergegeben haben.

Obwohl unermesslich reich an Möglichkeiten, wird mit dem Besitz des Landes doch haushälterisch umgegangen. Der Einwanderer erhält Boden und Kredit nicht bedingungslos; ist seine Arbeit nicht zufriedenstellend, seine Produktion zu gering, der Ertrag seines Bodens ungenügend, so wird ihm dieser von der Kolonialverwaltung entzogen. Die Arbeit wird staatlich überwacht; wer der strengen, aber gerechten Kritik nicht standhält, darf den andern keinen Platz wegnehmen.

Es kommt aber nur in seltenen Fällen zu äußersten Maßnahmen, die Leute kommen voran, die Erde vergilt ihnen tausendfach Mühe und Schweiß der Arbeit. Der Boden wird nach den modernsten Grundsätzen bewirtschaftet; jede KonzeSSION hat ihren eigenen Brunnen, aus dem das Wasser, oft schon mit motorischer Kraft, durch Windmühlen oder mit Hilfe von Zugtieren hochgezogen und in Betonkanälen weitergeleitet wird. Es gibt Weizenfelder auf Sand, deren Ertrag mit dem des besten russischen Bodens wetteifert; der Tabak erreicht an Qualität den ägyptischen; die Obstgärten überschwemmen den Markt ohne Unterlaß mit Früchten seltenster Güte. Es wurden mir Bäume gezeigt, die 700 bis 800 Gramm schwere Kaiserbirnen trugen. Die wilden Steppen, deren Verkaufswert früher sieben bis acht Lire für den Hektar betrug, werfen nun einen jährlichen Nutzen von ebensoviel tausend Lire ab.

Auch die Hauptstadt Tripolis ist wie neugeboren. Vor zehn Jahren noch hat jeder Samum die Straßen, Häuser, Wohnungen mit Sand überschwemmt; heute umgibt die Stadt ein breiter Waldgürtel, der sie wie eine Mauer gegen den Ansturm der Wüste verteidigt. Handel und Gewerbe blühen, Arbeitslosigkeit ist ein unbekannter Begriff — allerdings nur für Italiener.



Primitiver Ziehbrunnen, der von Mensch und Tier gemeinsam betrieben wird

Pfropfchen

Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostosky

8. Fortsetzung

Frau Hermine kämpfte mit sich Stunde um Stunde, und wenn sie Phichen lieb und reizend zu ihren Füßen spielen sah, stach es sie ins Herz: Das sollte sie wieder hergeben?

Was war auch aus Phichen in diesen Wochen geworden!

Bläß und durchsichtig von Haut, mit einem leisen blauen Schimmer um die Augen, war es aus jener unvergeßlichen Tüte gestiegen, die Frau Hermine getreulich, wie ein Heiligtum, aufgehoben hatte. Seine Kleidung und Wäsche war dürrig und ärmlich. Das Sonntagsmäntelchen, auf das es gar stolz schien, weil es aus Plüsch war, hüllte es abgegraben und fleckig ein und hatte viel zu lange Ärmel. Wie viele von den Geschwistern mochten es schon getragen und nicht pfleglich behandelt haben? Die Strümpfe bestanden nur aus Stopfen, die Wäsche nur aus dem Notdürftigsten und war dem Zerfallen nahe; die Schuhe waren krumm und rissig. Phichen mußte schon das letzte in der Kinderreihe sein; denn länger hielten es die Sachen nicht mehr aus.

Und jetzt? Jetzt war aus ihm ein schmales Mädelchen geworden, das sich eitel im Spiegel besah. Zähne putzen — das war ganz neu gewesen. Mußte man das denn auch? Nun besah es die Reißerchen jeden Morgen, ob sie auch hübsch blank seien. Sonntags trug es ein rotes Äntelchen und eine ebensolche Mütze. Weißes Fell saß auf den Ärmelumschlägen und an dem Saum — ei, so weich, wie eine Miezetage! Und auf der Mütze thronte eine Quaste; die nickte lustig, wenn man den Kopf bewegte. Die schönen weißen Strümpfe waren auch so warm, und kleine Stiefelchen und ein, zwei, drei Kleidchen, die die gute Tante im Handumdrehen genäht hatte.

Was gab es auch immer Schönes zu essen! Eierkuchen und Mehlklops, süßen Brei und immer Milch, sooft es nur wollte. Auch Schokolade, Kuchen, mal ein Bonbon — hm, das war lecker! Paul und Otto und die andern Buben daheim hatten das nicht, auch die Schwestern nicht. Je länger es damit währte, um so sicherer fühlte Phichen, daß es ihm doch recht wohl ergehe. Und wenn die Mutter am Ende nicht recht schelten werde, wo es so lange gesteckt hätte, blieb es gut und gern noch bei der Tante.

Runde Bäden hatte Phichen bekommen, und zart rosig waren sie schon angehaucht. Die dünnen Spaltenbeinchen besannen sich darauf, daß zu ihnen kleine Bäden gehörten. Allmählich wurden runde, stramme Stempelchen daraus. Die schmalen Schultern, aus denen, wie frierend, die zarten Knochen hervorfielen, rundeten sich; der ganze kleine Körper wurde weicher in den Formen. Und wenn das Persönchen sich im Spiegel beschaute, wollte es sich nicht mehr daran erinnern, daß es noch vor einiger Zeit mit den Buben auf der Gasse gespielt hatte. Das tat es nun nicht mehr — o nein!

Die Erinnerung rückwärts schmolz leicht dahin. Zwar kamen ihm Vater und Mutter und die Geschwister alle nicht aus dem Gedächtnis. Es träumte oft lebhaft von ihnen. Aber der Tag, wie es ihn jetzt erlebte, brachte so viel des Neuen und Schönen, daß all dieses Zurückliegende davon überschwemmt wurde. Und allmählich blieb nur die leise Sorge übrig, Vater und Mutter könnten dem allem jäh ein Ende machen. Dann kam wohl gar eine große Strafe dafür, daß Phichen fortgelaufen war, so weit fort, daß es nirgends zu finden gewesen? Was konnte es denn dafür? Auf solche Art mischte sich die Erinnerung mit Bitternis und Furcht. Davor schloß das Kind lieber die Augen, als sich die frohe Gegenwart verkümmern zu lassen. Ein Heimweh konnte nicht mehr aufkommen.

Frau Hermine war im Herzen des Kindes sicherer denn je, nun sein Besitz am härtesten bedroht schien. Aber sie fand keine Ruhe und keinen Schlaf mehr. Immer wieder zog es sie zu dem

Zeitungsblatt hin, aus dessen bescheidenen Winkel eine Stimme rief voller Angst und Sorgen: „Phichen — Phichen!“ Und Phichen antwortete nicht, weil sie es ihm verschwieg. Oh, sie marterte sich mit all dieser Pein! Sie malte sich aufs grausigste aus, welche entsetzlichen Bilder Phichens Eltern sich von seinem Ende vorstellen mochten: ein Verbrechen; einen Unfall; ein langes Darben, Hungern, Verkommen und Versickern dieses zarten Lebens. Und dann kam vielleicht eines Tages die Polizei und brachte eine zerfallene kleine Leiche, nicht mehr kenntlich, und Linges, diese armen Leute, begruben mit verzweiflungsvoller Trauer ein fremdes Kind. Konnte sie das wissend, ahnend geschehen lassen, ohne dazwischenzutreten und zu sagen: „Ich bin es — ich habe euer Kind bei mir — ich habe gesündigt an euch — aber vergebte mir: Ich tat das Beste für euer Kind!“

Wie aber stand sie da, wenn die geifernde Nachbarin ihr zuvorkäme und sie anprangerte, da sie ihr im Herzen fast schon recht gegeben hatte? So sehr sie sich zu halten trachtete und emporriß aus solcher Weichmütigkeit: Sie fühlte es wie eine klaffende Wunde in sich, aus der es rieselte und rieselte, unstillbar, wie eine innere Verblutung. Und wie es innen quoll und drängte, so schossen ihr die Tränen in Bächen aus den Augen. Es war nichts mehr zu halten an ihr; sie hätte sterben mögen — dafür, solch zartes Leben bei sich zu haben, es zu hegen und zu pflegen . . .

Phichen blieb dieser Kummer nicht verborgen. Es kam heran, schmiegte sich in ihre Rockfalten und schmeichelte um ein Wort. „War die feuchtsche Tante häßlich zu dir? Ja?“

Frau Hermine nickte ein wenig.

„Die olle Bösel! Und will sie Phichen forthaben von dir, hm?“

„Ja — ja — ja!“ schrie die Frau los, riß das Kind an sich und drückte es, indem sie es mit Tränen und Küffen überschüttete.

„Aber —!“ sagte das Kind. „Ich geh’ doch nicht fort? Will nicht fortgehen! Nein — ich bleibe bei dir!“

„Ach, ja: Du bleibst bei mir!“ stieß Hermine, wie zu einer krampfhaften Erlösung, hervor. „Immer bei mir?“

„Immer, immer!“ tröstete Phichen. „Und Mutti wird schon nichts dagegen haben — nicht wahr?“

So saßen sie lange, aneinandergeschmiegt. Phichen blieb und rührte sich nicht, und es linderte sich in seiner Nähe der brennendste Schmerz zu der fast wohlthuenden Taubheit, die uns innerwerden läßt: Ich hab’s getragen . . .

* * *

Anderntags, als Phichen bei Fräulein Baldner in guter Hut war, machte sich Hermine Hannemann auf den Weg. In einem seltsam bescheidenen Aufzug trat sie ihre Fahrt an. Ihr war, als müsse sie einfach, fast ärmlich einhergehen, um das wagen zu dürfen, was sie unternahm. Sie hatte in einen ziemlich abgetragenen Lodenmantel sich gehüllt und einen alten Regenhut aufgesetzt. Bisherisch war ihr zu Sinn: Wie sie, mochten sich Pilger auf die Wallfahrt begeben haben.

Die große Stadt, deren unüberschaubarem Menschenhaufen Hermine zugetraut hatte, daß er zwei Kinder namens Phichen berge, die ihren Eltern entlaufen wären, beherbergte in ihrem Schoß auch einen Mann, der auf den Namen Pröpke hörte. Er war der einzige dieser Gattung, der im Einwohnerbuch aufzufinden war. Mit Vornamen hieß er Wladimir, und seines Zeichens war er Schuhmacher. Das also sollte Phichens Vater sein? Und Hermine bekam vor ihm schon wegen seines etwas wilden Vornamens leise Furcht.

Um ihm zunächst einmal auf gefällige Weise näherzukommen, hatte sie ein Paar alter Schuhe, längst außer Dienst, hervorgefucht. Die sollte Meister Pröpke unter den Schusterhammer nehmen, damit ihm wenigstens etwas zur Hand wäre, worauf er schlagen konnte. Neue Rundschaft würde er schließlich auch ein wenig freundlich behandeln. Für den Fall, daß es nun ein feiner Herr Schuhmacher sei, der solch elende Gluckarbeit, wie sie ihm zubrachte, verachtete, hatte sie noch ein Paar besserer Schuhe mitgenommen, die ein wenig drückten. Vielleicht half er ihr von diesem — und jenem — drückenden Schuh auf Meisterart? Wer konnte es wissen? Beladen also mit ihren zwei Schuhpacken, machte sie sich auf.

Wladimir Pröpke wohnte nicht gerade sehr vornehm. Er hauste in einem Hintergebäude, halb im Keller, und mußte den ganzen Tag Licht brennen.

Sein slawischer Vorname gehörte zu ebensolchem Nachnamen.

Als Wladimir Zwanowitsch Proptow war er nach Deutschland gekommen, hatte hinter Stachelbraut die Kriegsjahre recht und schlecht durchgebracht und war zurückgeblieben, als er von drüben kein Lebenszeichen mehr erhielt in den Wirren der Nachkriegszeit. Seine Angehörigen schienen im großen Blutsumpf untergegangen zu sein, und ihn verlangte nicht, ihnen nachzugehen. Von seiner letzten Barschaft mietete er sich eine dunkle Werkstatt, die bis dahin nur für altes Gerümpel tauglich schien. Seine Genügsamkeit bestach den Hauswirt, ihn aufzunehmen. Er schloß auch in seiner nach Pech und altem Leder riechenden Höhle, zunächst auf dem Schustertisch ohne Bett, auf seinem alten Soldatenmantel. Späterhin, als ihm von allen Seiten Kunden zuströmten, weil er spottbillig war, kam ihm ein Stämmchen zusammen, das ihm erlaubte, seinem schleichenden Heimweh eine Ruhestätte, einen Altar zu weihen. Er ließ sich einen russischen Ofen bauen und hatte Mühe, den zu beschaffen. Als das Ungetüm fertig war, richtete er auf ihm sein Schlaflager ein und fühlte sich, wenn er abends hinaufstieg, wie zu Hause.

Der Hauswirt hatte solchen Mieter nur zu gern, und um keine Unannehmlichkeiten mit der Behörde zu haben, schrieb er in die amtlichen Listen den Wladimir Zwanowitsch als „Pröpke“ ein. Das klang recht einheimisch, und kein Amtschimmel wieherte danach, daß Wladimir nicht Preuße und nicht Märker sei. Wladimir Zwanowitsch selbst konnte weder schreiben noch lesen. Er meinte, im Deutschen müsse er anders heißen, und nahm mit der Gastfreundschaft im fremden Lande auch den Namen Pröpke an.

Wladimir ging schon stark auf die Bierzig. Er hatte sein Auskommen, und ein russisches Mädchen wäre mit ihm glücklich geworden. Auch eine Deutsche älteren Jahrganges hätte sich vielleicht seinen Antrag durch den Kopf gehen lassen. Aber die Gründung einer Familie scheiterte daran, daß er keinerlei inländische Papiere beschaffen konnte, und seine Heimatsbehörden behandelten ihn als Abtrünnigen, dem man keine Antwort gab. Ein ebenfalls zurückgebliebener Kamerad, der die Feder führen konnte, hatte für sie beide vergeblich um Papiere geschrieben. So trieben sie als verlorene Flocken im fremden Staatswesen umher. Er war ein rechter Einsiedler geworden, mit einer wilden Sehnsucht im Herzen. Wenn er sich unbelauscht glaubte, sang er sie in seinen südrussischen Steppenliedern aus, und er konnte dann Bewegungen machen wie ein Kubankosak, der tanzen will.

Eben dieser Wladimir Zwanowitsch war das Ziel Hermine Hannemanns. Sie hatte sich in dem großen Mietshaus mit seinen zahlreichen Eingängen bis zu ihm durchgefragt und stand nun vor seiner Höhle. Heraus tönte sein schwermütig bebender Summgesang, getragen von wohlklingender Stimme. Der brauste jählings auf in wilde Laute. Ein Stiefel flog von innen gegen die Tür. Es wurde still. Dann seufzte einer, halb gähnend. Das mußte wohl der Meister sein. Vielleicht galt der Stiefel einem Lehrling?

Sie pochte bescheiden an. Es Inurrte: „Herein!“ Da stand sie vor ihrem Richter, der hoch auf dem Schustertisch thronte, den Draht im Mund, umgeben von Pechgeruch und altem Schuhzeug. Das war nun Phichens Vater?

Wladimir hatte gut Deutsch gelernt, aber der fremde Anklang blieb unverkennbar. „Sie wünschen, gneddige Frau?“

Frau Hermine holte zögernd ihr altes Paar Schuhe hervor. Zu einer „gnädigen Frau“ paßten die wenig. „Sie haben so schön gesungen, Meister“, versuchte sie ein Gespräch.

„So? Haben Sie hört?“ Er wurde verlegen und zwirbelte sich den blonden Bart.

„Sehr schön. O ja! Das klang wunderbar.“

„Was Sie saggen! Bin armer Schuster nur.“

„Aber Sie müssen doch ganz gut verdienen — bei solch großer Familie?“

„Familje? Nein — nicht Familjel!“

„Wie? Haben Sie keine Kinder?“

„Kinder? Was?“ Er starrte sie an, erst nachdenklich, dann mit einem Grinsen. „Ah — halten Sie! Halten Sie!“ Er sprang vom Tisch und kam Frau Hermine peinlich nahe. „Haben Sie Kind — wie? Haben Sie Kind?“

Er fragte so eifrig, daß sie fast bedroht erschien. Sie errötete tief und schwankte zwischen Ja und Nein.

„Haben Sie nicht — Phi—len? Ja: Phi—len?“

„Um Gottes willen: Was ist damit?“ fuhr es Frau Hermine ängstlich heraus. „Woher kennen Sie Phichen?“

„Ah!“ rief er langgezogen, und ein vergnügtes Grinsen zog

seinen Mund ins Breite. „Is seltsame Sach' — das! Hahaha! It soll Kind habben — it, it! Haha! Warr schon gneddige Frau da. Sollte auf Kind habben — it! Hahaha! Alle wollen von mir Kind habben — schon swei gneddige Weiber! Hähähä!“

Nun mußte auch Hermine lachen, so sehr es sie auch noch erschreckte, daß Herr Pröpke Phichen kannte. „Was haben Sie denn mit Phichen, Meister?“

„It? Nix! Warrhaftig, heilige Mutter Anna: Nix! Wie sollt it woll — mit so saine gneddige Weiber?“ Er grinste und sah dabei verlegen drein.

Frau Hermine wurde rot. Nun verstand sie erst, was er sich dachte von seiner Beziehung zu Phichen. „Wer hat Ihnen denn etwas von Phichen gesagt?“

„Weiß it? Auf gneddige Frau! Is kommen, hat fraggt, ob it Batter zu das Kind binne — it! Hähä! Weiß it denn dat?“

„Nein“, sagte Hermine voll froher Gewißheit, „das können Sie freilich nicht wissen!“ Ihr fiel es zentnerschwer vom Herzen. Sie hätte Vladimir vor Dankbarkeit beide Hände drücken mögen. Aber die sahen sehr schwarz aus. Da er so treuherzig dreinsah, wartend, ob er noch mehr hören solle, ließ sie ihm auch das zweite Paar Schuhe da.

Er hockte diensteifrig am Boden und sah zu, wo es drücken könnte. „Wärde gutt maken — alles, gneddige Frau!“

„Ja, Sie werden's gut machen, Meister!“ rief sie lachend.

Er fühlte sich angestrahlt von solcher Gnadensonne, daß er nun ergeben ihr den Mantelsaum küßte.

Einen seligeren Augenblick als diesen hatte Frau Hermine lange nicht erlebt. Sie ließ fast übermütig, trotz ihrem grauen Haar, nach der Straßebahn, um möglichst rasch Phichen aus dem Kinderhort zu holen, und in ihrem Herzen flackerte ein lustiges Feuerchen: Das war die Schadenfreude. Wie enttäuscht mochte die böse Nachbarin gewesen sein, als sie auf Vladimirs Weigerung gegen irgendwelche Vaterschaft stieß! Ach, wie war die wohl abgeblüht in ihrem blinden Eifer, der keinen Zweifel daran hatte, nun endlich am rechten Ort zu stehen! Laut herauslachen hätte man mögen. . . Hermine war so überaus froh gestimmt, daß sie jedem Bettler auf der Straße gut und gerne gab. Sie fühlte sich ja so reich! Und Fräulein Baldner, die Hortnerin, sollte auch sogleich wissen, daß Phichen nicht Pröpke hieß. Nein, das tat es ganz und gar nicht!

Phichen hörte das Gespräch erstaunt mit an. „Doch, Tante!“ sagte es dazwischen. „Doch heiß ich Pröppken! Vater sagt immer ‚Pröppken‘ zu mir. Und Otto und Paul auch. Aber das mag ich gar nicht!“

„Ach, so?“ rief das Fräulein. „So also hängt das zusammen?“

Frau Hannemann mußte alles aufwenden, um nicht selbst in Erstaunen auszubrechen. Nein, sie tat ganz selbstverständlich. Das wußte sie lange schon und sagte darum: „Das ist ja auch etwas ganz andres!“ Damit brach sie rasch das Gespräch ab, damit sich nicht Weiteres verrate, und hatte es recht eilig, mit Phichen davonzukommen.

Zu Hause erfüllte sie singend die Wohnung mit ihrer guten Stimmung. Frau Schade hörte es voll Gist und Galle mit an, pochte gar einmal gegen die Wand, um sich die Störung zu verbitten. Aber Frau Hermine sang nur noch lauter und vergnügter, so daß auch Phichen sich bemüßigt sah, mit einzustimmen. Am Ende tanzten sie Ringelreihn um Wotan herum, daß dem ganz schwindlig wurde und er alle viere streckte, als wolle er „toten Hund“ spielen.

Also vergnügt traf Hannemann seine „Weiberchen“ an; so nannte er sie beide jetzt öfters. Er schien gar nicht so wohlgenut, wie es eigentlich dazu paßte. Zwar nahm er Phichen sogleich auf die Schultern und trabte durch sämtliche Räume. Aber er sah doch nachdenklich aus.

Bei der Suppe sagte er unvermittelt: „Denk dir nur, Hermine: Die armen Leute haben ihr Kind noch nicht wieder!“

Hermine ließ den Löffel fallen und sah ihn erschrocken an. Angstlich warf sie einen Blick nach Phichen hinüber, das mit allerlei Kurzweil sein Süppchen in Unruhe setzte, daß es spritzte. „Mann —!“ rief sie warnend.

„Was für ein Kind denn?“ fragte Phichen schon.

„Ach“, tat Hannemann gleichgültig, wurde aber rot bis in den Bart hinein, „da ist solch kleines Kind wie du gewesen — sehr unartig! So unartig, daß Vater und Mutter es gar nicht erziehen konnten. Und weil es so sehr unartig war, ist die Polizei gekommen und hat es mitgenommen.“

„Uh!“ rief Phichen. „Wirklich? Da wird es aber schöne Angst haben — nicht?“

„Ja“, sagte Hannemann, „das wird es wohl! Warum ist es auch so unartig?“

Damit war für Phichen die Geschichte zu Ende. Es fragte später noch öfter, was wohl aus dem Kind bei der Polizei geworden sei. Das gab Hermine immer einen Stich ins Herz und stürzte sie in Not und Unruhe.

Hannemann aber selbst griff sein Gespräch wieder auf, als Phichen zu Bett gegangen war. Er erzählte, Fischer, der Stadtamtmann, habe ihn angerufen und ihm von dem Fall berichtet, den sie ja schon aus der Zeitung kannten. Die Eltern hätten sich an das Jugendamt gewandt, mit der Bitte, nach ihrem entlaufenen Kinde zu forschen. Das Kind sei an einem Sonntagmorgen im Zeitraum einer Viertelstunde auf unerklärliche Weise verschwunden. Kein Mensch aus der Nachbarschaft habe verdächtige Personen mit einem Kinde bemerkt; ein Unfall, der auf das Kind paßte, sei nicht gemeldet, eine Kindesleiche von ähnlicher Beschaffenheit nirgends gefunden worden. Trotz Benachrichtigung aller Polizeistellen seien die Nachforschungen erfolglos geblieben.

„Warum erzählt dir Fischer diese Sache?“ fragte Hermine mit unruhigem Blick.

„Weil ich ihn seinerzeit, als ich Phichen am Weg auflass, fragte, was man tun müsse mit solchem gefundenen Kind. Du weißt ja, was er geäußert hat; du kennst ja seit langen Wochen meine Bedenken.“

„Deine Bedenken? Ja!“ erwiderte sie, leicht aufbrausend. „Aber niemals wußtest du einen Rat! Nur immer Bedenken!“

„Leider ja“, erwiderte er ruhig. „Aber denke doch: Wenn Fischer mir diese Sache erzählt, mir den Namen nennt, und wir rühren uns nicht? Hermine — wir begehen ein namenloses Unrecht!“

„Hal!“ stieß Hermine heraus, als lache sie. Ihr war nicht nach Lachen. „Ich habe ja alles getan, was ich konnte. Heute war ich bei Pröpke, um nach Phichens Eltern zu suchen. . .“

„Wer ist denn das: Pröpke?“

„Du weißt doch, daß Phichen diesen Namen nannte!“

„Pröppken hat sie doch gesagt — das ist was anderes! Diesen Namen habe ich im Einwohnerbuch nicht gefunden. Sonst wär' ich schon dort gewesen, kannst du mir glauben!“

„So? So also? Das wolltest du tun? Nun kannst du ja auch zu Linge laufen und mich verraten — du, du! Wenn du aber heimkommst, findest du mich nicht mehr. Das sag' ich dir!“ Hermine bebte am ganzen Leibe.

Hannemann stützte den Kopf schwer auf die Hände. „Was sollen wir nur tun? Hermine! Es wird noch unser Unglück!“

Die Frau wußte nichts zu antworten. Sie schluckte einen Schluchzanfall hinunter und preßte die Hände ineinander. Sinnlosigkeiten rasten ihr durch den Kopf, und dazwischen glückte trübe das Wort „Kindesleiche — Kindesleiche“. Es durchschauerte sie: Es klang, als wenn ein Körper ins Wasser falle — schwer, wie ein Stein; Gewichte hingen daran, und er sank und sank. Und alle suchten, die Eltern, fremde Menschen — alle suchten an den Ufern dieses trüben Teiches. Und sie selbst, Hermine, saß auf dem Grunde, eine Nixe, und umklammerte tödlich das Kind, aus dessen Mund noch, wie ein vergessener Traum, Blasen emporstiegen — lautlos, glasig, zitternd; bisweilen blieb eine an einer Schlingpflanze hängen, wie ein Auge ohne Blick, starr und leer, und glockte.

Oh, es war zum Wahnsinnigwerden! Sie konnte den Mann nicht mehr ansehen, der ihr wartend gegenüber saß, mit gütiger Geduld. Sie hätte ihn im Augenblick verlassen können, wenn sie sich irgendwo sicher wußte mit dem Kinde. Sollte er doch hingehen und sich rein waschen! Sie wollte alles auf sich nehmen — nur das Kleine nicht hergeben!

Aber sie war ja so hilflos, und ohne ihn war sie doch nichts. Und wenn sie eben noch nahe am Haß war, so glitt sie nun schon vom Stuhl zu seinen Füßen hin, umklammerte seine Knie und weinte auf: „Theodor, verrat mich nicht!“

Er erschrak über solchen Ausbruch wilder Verzweiflung, zog sie empor und streichelte behutsam ihr Haar. Er küßte sie auf die nasse Wange.

„Habe Geduld mit mir!“ bat ihn die Frau. „Habe Geduld!“ Er nickte und bedeckte ihre bittenden Hände mit den seinen.

(Fortsetzung folgt)

Der treue Kakadu

Erzählung von *Charlotte Niese*
Mit Zeichnungen von *H. Becker-Berke*



Jochen Klint war sehr verstimmt, als er durch die Straßen seiner kleinen Heimatstadt ging. Er hatte auch Grund dazu: War als frischer Bursch auf die See gegangen und kam jetzt mit einem schief angeheilten Bein wieder. Hatte allerdings eine kleine Rente und ein paar hundert Mark Ersparnes, aber dafür war er jetzt bald vierzig und wußte nicht recht, was er mit sich beginnen sollte. Wie er an den kleinen Häusern der Nebenstraße vorüberging, dachte er an seinen alten Onkel, der oft gut gegen ihn gewesen war. Jochen sah sich unwillkürlich nach dem alten Haus um. Da stand es noch, und aus dem blinden Fenster sah ein sehr alter Mann. War das Onkel Dierks, der immer so lustig gewesen war? Auch kannte ihn der Alte zuerst nicht, weinte ein wenig, und dann freute er sich so, daß der Seemann etwas wie Verwandtenliebe empfand. Es stellte sich heraus, daß Onkel Dierks auf dem Wege ins Armenhaus war, weil er nichts mehr zu leben hatte. Sein elendes Haus sollte verkauft werden, alle Ersparnisse waren aufgezehrt.

Jochen Klint hatte als Schiffszimmermann sein gutes Auskommen gehabt. Nun hatte er ein schiefes Bein und dachte einmal daran, sich aufzuhängen. Dann aber war so etwas wie Sehnsucht nach der Heimat über ihn gekommen. Wie der alte Onkel mit zitternden Gliedern vor ihm saß, da überkam Jochen ein gewisses angenehmes Gefühl; er sagte dem Alten, er sollte nicht verrückt sein. Mit dem Armenhaus hätte das noch Zeit. Ihm fiel ein, daß er etwas Geld hatte. War er nicht Zimmermann, und konnte er, trotz seines schiefen Beines, nicht arbeiten?

Dies war im Vorfrühling gewesen, jetzt waren die Bäume grün. Der alte Dierks saß im Garten und pafte auf, daß die Hühner nicht an die jungen Rohlpflanzen gingen. Dierks war nicht mehr so weinerlich, hatte satt zu essen und tat dies und jenes im Hause. Er wunderte sich nicht mehr, daß seine alte Baracke wieder so vernünftig ausah, daß das Dach einige neue Ziegel und die Mauer einen frischen Anstrich erhalten hatte; an das Gute gewöhnt man sich bekanntlich leicht.

Um die Leute in der Stadt bekümmerte Jochen sich wenig. Daß einmal der große Frühlingsmarkt mit allerlei Händlern und Darstellern war, beachtete er kaum; aber er wunderte sich, als eines Morgens seine Hühner in ihrem Gehege ein großes Ge-

schrei machten und der alte Dierks nach Hilfe rief. Zugleich erklang ein gellendes Geschrei, und als Jochen dazukam, sah er einen großen weißen Vogel zwischen den Hühnern sitzen und sich an ihr Futter heranmachen. Der alte Dierks zitterte vor Entsetzen; aber Jochen war ruhig, trotz seines Erstaunens. Er hatte in seinem Leben manche Kakadus gesehen. Nun betrachtete er den großen weißen Vogel, der allerdings schmutzig und verkommen ausah. Jochen wußte mit fremden Vögeln umzugehen; es dauerte nicht allzu lange, da saß der Kakadu in einem Korb unter einem großen Tuch und nach zwei Tagen in einem eilig zusammengezimmernten Käfig. Der Kakadu hatte auf spanisch und englisch die entsetzlichsten Flüche ausgestoßen, die aber nur Jochen verstand, der sie mit leisem Lächeln anhörte. Zwischendurch sprach Koko auch einige deutsche Worte, die den alten Dierks zuerst mit abergläubischem Entsetzen erfüllten. Kokos Federbüschel auf dem Kopf war grün und rot, eigentlich war er sehr schön. Nachdem sich Dierks an ihn gewöhnt hatte, konnte er lange vor dem Käfig sitzen und dieses Wundertier anstaunen. Der Alte war nicht so dumm, wie Jochen ihn zuerst gehalten hatte. Er war hungrig gewesen und arm, niemand hatte sich um ihn bekümmert; jetzt wachte er immer mehr auf, und der fremde Vogel tat sein Teil dazu. Jochen erfuhr, daß ein Mann auf dem Jahrmarkt gewesen war, der unter andern Tieren auch diesen weißen Vogel gezeigt hatte. Koko berichtete nichts von seinen Erlebnissen. Jochen machte ihm eine Stange, auf der er am Tage im Zimmer sitzen konnte, befestigte eine lange Kette an seinem Fuß, daß er herumklettern konnte, was er gern tat, und Dierks erbettelte sich vom Krämer hin und wieder einige Feigen, die Koko mit Inbrunst und allerlei Roseworten verzehrte.

„Guter Junge!“ sagte er. „Bist mein süßer Junge!“

Und der alte Dierks, der nicht mehr wußte, ob er jemals in seinem Leben ein süßer Junge genannt worden war, bettelte seinem Neffen ein paar Groschen ab, um seinem Koko Nüsse und Rosinen zu kaufen.

Jochen nahm an, daß zum nächsten Frühjahrsmarkt der Besitzer wiederkommen und sein Eigentum verlangen würde. Bis dahin freute er sich über seinen alten Oheim und ließ ihn mit dem Vogel gewähren.

Es wurde Sommer, und Tedje Dammel kam aus dem Zuchthaus. Er hatte eine Reihe von Jahren darin zugebracht; besser und fröhlicher war er nicht geworden. Er war ein finsterner kleiner Mann mit unruhigen Augen und einem zornigen Gesichtsausdruck. Wie er jetzt an den Häusern der Kleinstadt vorbeiging, in den Fenstern Blumen sah und helle Vorhänge, sagte er sich, daß die Menschen hier es allein gut hätten und er allein schlecht. Er bettelte in ein paar Häusern, hier und dort wurde die Tür vor ihm zugeschlagen, andere gaben ihm zögernd einige Pfennige. Als er zu einem Herbergswirt kam, den er von früher kannte, war auch dieser nicht entgegenkommend. Nachtquartier? Im Keller mochte Tedje ein paar Nächte bleiben, aber nicht lange. Am besten wäre es, er ginge ins Armenhaus, dort müßte man ihn unterbringen, bis er Arbeit gefunden hätte. Das Wort „Arbeit“ gefiel Tedje wenig. Im Zuchthaus hatte er genug arbeiten müssen, jetzt wollte er seine Ruhe haben, und im Armenhaus roch es nach Seife und Karbol, und freundlich würde man dort auch nicht gegen ihn sein. Wie Tedje nach einer Nacht im Keller wieder an einigen Häusern vorbeiging und sich ärgerte, daß alle Leute reich waren, nur er nicht, kam er auch an das Haus, das jetzt Jochen gehörte. Es war sauber; man hörte Hühnergegader, und im Fenster saß ein Alter, der aus einem Papier Nüsse holte und Rosinen. Das mußte ein Reicher sein!



Tedje kam durch einen Seitengang an die hintere Seite des Hauses, blickte in einen Garten, in einen kleinen Hühnerhof, und sah einen Mann, der ganz hinten grub. Nun schlüpfte er leise ins Haus und stand dann vor Dierks, der gerade einige Rüsse aufschlug. Tedje war immer schnell von Entschluß.

„raus mit dem Geld!“ sagte er, „sonst schlag ich dich tot!“

Er zog eine dicke Eisenstange aus der Tasche, die er irgendwo aufgelesen hatte.

Dierks war so erstaunt, daß er nur den Mund aufriß. „Geld?“ wollte er fragen, aber schon wurde er heftig geschüttelt, und Tedje, der es eilig hatte, drohte ihm mit schrecklichen Worten. Dem armen Dierks traten die Augen aus dem Kopf; was er beginnen sollte, wußte er nicht, aber da saß Koko plötzlich auf Tedjes Kopf, krallte sich fest an seine spärlichen Haare, hatte auf ihn los und stieß dabei einige Flüche aus, die Dierks nicht verstand, die aber damit endigten, daß er wiederholt „Komm, mein süßer Junge!“ sagte. Tedje schlug verzweifelt um sich, aber der große Vogel wurde durch den Widerstand noch wütender. Er hatte auf Tedjes Kopf und Hände ein, daß diesem Hören und Sehen verging und er in ein jämmerliches Hilfesgeschrei ausbrach. Einmal konnte Tedje den Kakadu mit seiner Stange schlagen und ihn dadurch nur noch wütender machen. Als Dierks seinen Keffen geholt hatte, lag ein an Händen und am Kopf blutender Mensch auf dem Fußboden. Koko hatte noch immer nach ihm. Jochen hatte genug zu tun, den zertrauten und gerissenen Mann zu verbinden und ihm die erste Hilfe zu bringen.

„Was wollte der Kerl hier?“ fragte Jochen, worauf der alte Dierks trotz seines Schreckens lachen mußte.

„Geld wollte er!“ kicherte er. Denn daß er, der arme Dierks, Geld haben sollte, kam ihm ungewöhnlich komisch vor.

Nun kam Tedje doch ins Armenhaus. Er hatte einige böse Verletzungen durch den scharfen Schnabel des Kakadus davongetragen, und der Arzt mußte lange an ihm verbinden und nähen. Und weil besagter Doktor aus den verworrenen Erzählungen des Patienten nicht klug werden konnte, ging er zu Jochen, der Tedje eingeliefert hatte. Gleichzeitig mit dem Arzt erschien auch der Polizist; denn die Geschichte mit dem Kakadu hatte sich herumgesprochen, und die Obrigkeit wollte doch sehen, was eigentlich losgewesen war. Nun standen beide Männer vor dem Käfig, betrachteten den weißen, schönen Vogel, der sie mit seinen schwarzen Augen ansah, seinen Schopf aufrichtete, einige unverständliche Worte hervorbrachte, um dann: „Mein süßer Junge!“ zu sagen.

Dierks wußte nicht viel zu berichten. Da war ein Mann gekommen, der wollte Geld von ihm haben und drohte mit Totschlägen. Da war der Kakadu böse geworden. Aber schließlich, Tedjes Ruf war nicht gerade fein, und wenn er einen Einbruch vorhatte, dann mußte er die Folgen tragen. Aber weil der Vogel doch gefährlich schien, so schlug der Arzt vor, ihn zu vergiften; er würde ihn dann ausstopfen lassen, weil er so sehr hübsch war. Der Polizist aber sagte, er müßte erst den Bürgermeister fragen. Der alte Dierks weinte bitterlich.

„Koko, ich hab' nie Spaß vom Leben gehabt; nun bist du da, und dich nehmen sie weg!“

Der Polizist ging zum Bürgermeister und berichtete ihm. Jochen ging aber auch zum Bürgermeister und meldete, daß ihm der Vogel gar nicht gehörte und daß er ihn beim nächsten Frühlingsmarkt seinem rechtmäßigen Eigentümer wieder abliefern würde. Was der Obrigkeit recht war und Dierks mit viel Freude erfüllte.

Aber Tedje war auch noch da, und als er einigermaßen wieder zurechtgestellt war, brütete er Rache. Ihm fiel nicht ein, daß er Schuld an seinem Unglück trug, der Kakadu sollte daran glauben. Und als er soweit war, um allein ausgehen zu können, schlich er sich wieder in Jochens Haus. Beide Männer, das wußte er, arbeiteten im Garten, da konnte er sich vorsichtig umsehen. Koko saß in seinem Käfig, hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt, wachte aber gleich auf und sagte etwas, das Tedje nicht verstand. Der nahm ein großes, mit Petroleum ge-

tränktes Tuch aus der Tasche, zündete es an und schob es zwischen die Stäbe des hölzernen Käfigs.

Das Holz brannte sofort, auf dem Flur ging jemand, und Tedje riß eilig das Fenster auf, um auf die Straße hinauszuspringen. Einen Blick warf der Brandstifter noch zurück, er sah eine Feuersäule und wollte rasch davonlaufen.

Da aber rauschte es hinter ihm her, ein brennender großer Vogel schwebte über ihm, schrie gellend, so daß die erschreckten Leute auf der Straße zusammenliefen.

Tedje stolperte in seiner Angst über einen Stein, stürzte, und der brennende Vogel fiel auf ihn. Als die Menschen herbeieilten, war der Vogel tot und Tedje ohnmächtig.

Man konnte sich nicht viel um beide kümmern, weil es lustig bei Jochen brannte und die Feuerwehr allerlei zu tun hatte, ehe der Brand vollständig gelöscht war.

Im ganzen war nicht viel Schaden angerichtet, aber der alte Dierks stand weinend vor dem verbrannten Vogel, dessen roter Schopf merkwürdigerweise unversehrt war und wunderbar leuchtete.

Tedje erholte sich schnell. Er wußte natürlich von nichts, hatte ein paar Brandwunden im Nacken davongetragen und behauptete, unschuldig wie ein Engel zu sein. Aber eine Nachbarin, die zufällig hinausschaute, hatte ihn aus dem Fenster springen sehen, und der Rest des verbrannten Tuches trug den Stempel des Armenhauses. Nun hätte er von Rechts wegen für Brandstiftung verklagt und bestraft werden müssen, aber der Bürgermeister hatte eine kleine Unterredung mit dem Vorsteher des Armenhauses, und Tedje wurde in einer verschwiegene Kammer ziemlich scharf verprügelt.

„Denn“, sagte der Bürgermeister zu Jochen, „bei so einem hilft das Zuchthaus gar nichts mehr, der ist ausgekocht, und er macht nur Umstände. Aber Prügel mögen die Kerls nicht, weshalb es unrichtig ist, die Prügelstrafe abzuschaffen!“

Tedje nahm die Strafe ohne Widerspruch hin. Er hatte doch wohl einen Nervenklaps erlitten; denn er war schreckhaft geworden und nicht mehr so widerfänglich. Jochen bekümmerte sich nicht um ihn, er hatte mit dem Schaden zu tun, den die kleine Feuersbrunst angerichtet hatte, und versichert war er auch nicht gewesen. Der alte Dierks half ihm nach besten Kräften, aber er konnte nicht viel tun. Ihm war der Tod des weißen Kakadus so zu Herzen gegangen, daß er eines Tages mitten auf der Straße umfiel und nicht wieder von selbst aufstehen konnte. Tedje, der gerade für den Vorsteher eine Besorgung zu machen hatte, hob ihn auf und schleppte ihn zu Jochen.

„Der kann nicht mehr!“ sagte er.

Jochen erwiderte nichts. Was sollte er auch viel sagen?

Tedje zog Dierks die Kleider aus, brachte ihn zu Bett und fragte, ob er wiedertommen und etwas helfen sollte.

Jochen sah ihn verwundert an. Dann sah er Tedjes altes, verfallenes Gesicht, seine gekrümmte Gestalt, den ganzen müden Menschen. Würde der noch stehen und Feuer anlegen?

Er wandte sich halb ab.

„Wenn der Vorsteher es erlaubt, kannst du wiedertommen!“

Nun pflegt Tedje den alten, gelähmten Dierks, gräbt im Garten, betreut die Hühner. Einige Leute wundern sich über Jochen, aber Dierks, der noch manchmal vernünftige Gedanken hat, wundert sich nicht.

„Das kommt alles von mein' süßen Jungen!“ sagt er.

Sinten im Garten steht ein kleines Kreuz. Das hat Tedje geschnitzt, und darunter schläft der Kakadu.



*Das Wesentliche
der Strick-
kleidung:*

Vornehmes Trotteurkleid aus
Diagonaljersey; kleine Ka-
ros bilden den wirkungs-
vollen Farbkontrast

Unten:

Der schlichte, helle Jum-
per wirkt durch schattierte
Streifen am Ärmel und am
Rollkragen



*Farben-
harmonie!*



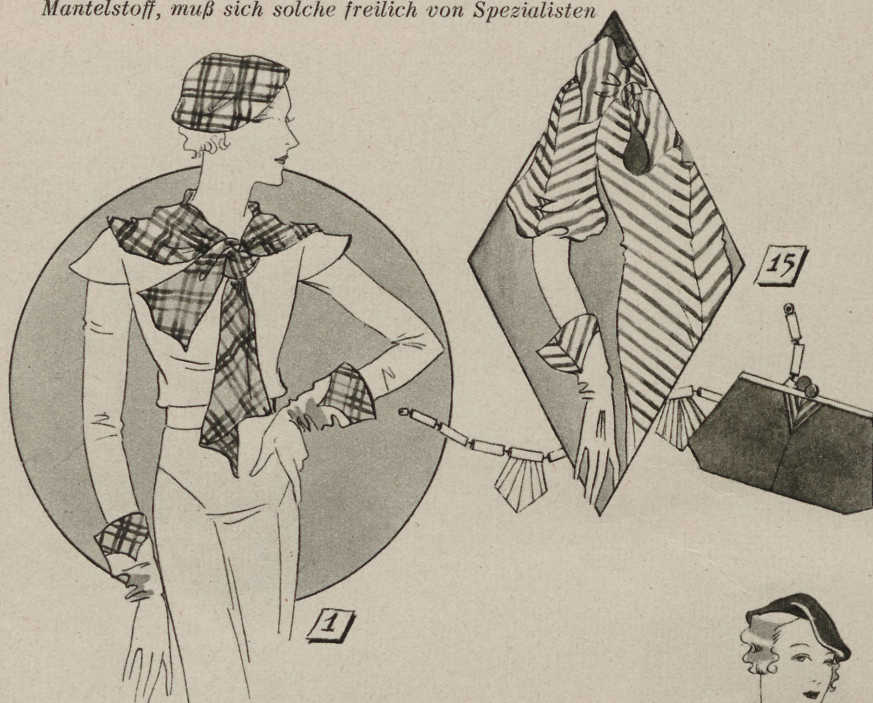
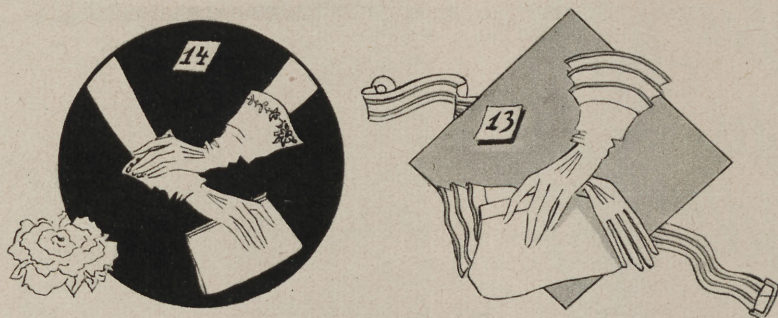
Fesche zweifarbige
Kurzjacke, die sich
sehr gut für sport-
liche Gelegenheiten
eignet

Der dunkle Bouclé-
jumper eignet sich
durch die Schräg-
teilung der hellen
Streifen für stärkere
Damen

Kleines Echo

Viel verlangt“, sagen die freundlichen Leserinnen „ein wenig feindlich gesinnt, solange sie nur das Thema erwogen und über unsere Vorschläge noch nicht die Parade abgenommen haben. Ist das aber geschehen, so schließt sich alsbald die zweite Parade an, die zwei mehr oder weniger umfangreiche Kompanien umfaßt: die zur Zeit tragbaren Anzüge für Tag und Abend und die vorhandenen Handschuhe jeglichen Grades der Frische oder Abgekämpftheit. (Waschvorschriften an anderer Stelle dieser Nummer). Da wird verglichen, geprobt, überlegt, die Truhe mit den Stoff- und Pelzresten vorgeholt. Es dauert gar nicht lange, so haben sich allerhand Pärchen zusammengefunden, die mit Hilfe von vorhandenen Stoffresten oder vermittels zugekauften Ergänzungsmaterials für Kleid und Handschuh den „Bund für's Leben“ schließen können.

Wer den aparten Modevorschlag befolgen will, die Abendhandschuhe ganz aus dem Samt des samtenen Kleides oder absteckend zum Kleide zu tragen oder den winterlich resemäßigen aus dem behaglichen Mantelstoff, muß sich solche freilich von Spezialisten



streichen. Haben Sie nicht ein heimliches Grauen, wenn Sie an die „Widerstände“ dabei denken? Nehmen Sie jene schönen, zur Kleidfarbe neutralen oder passend eingefärbten Glacés (nicht Wildleder, weil dann der reizvolle Kontrast Blank zu Stumpf fehlen würde) und schneiden Sie deren Armlänge (Fig. 2) in Abständen tief ein! Dann schneiden Sie sich von Samtresten, die vom Kleide herrühren, soviel keilförmige Teile zu wie Sie Einschnitte gemacht haben, vielleicht noch halb mal so lang, als diese sind! Diese Samtkeile kräuseln Sie an beiden Seiten ein und fügen sie in die Einschnitte, so daß die lange Manschette eine glockig abstehende Form erhält. Das Einnähen läßt sich ganz gut mit verstärkter Maschinennaht (enge Stiche) bewerkstelligen, doch ist dann ein Versäubern der Handschuhabseite mit leichtem Seidenfutter ratsam. Ist am Kleide selbst irgendeine modische Raffung vorhanden, so ist der geraffte Keil natürlich um so angebrachter.

Um eine durchgeflochtene Samtbandbordüre zu arbeiten, machen Sie in dem betreffenden Glacéhandschuh (Fig. 3) am oberen Rande in entsprechenden Entfernungen Einschnitte, die nicht versäubert zu werden brauchen, und flechten den Samtstreif säuberlich auf und nieder! Zeigt sich das hübsche Flechtwerk noch irgendwie sonst am Kleide, um so besser die Harmonie. Recht ratsam ist es, hier einem Glacégürtel den gleichen Schmuck zu geben. Ähnlich

anfertigen lassen und einigen Aufwand treiben. Wer sich aber damit begnügt, die Zusammengehörigkeit von Anzug und Handschuh nicht mit dem Handschuhgrundmaterial, sondern nur mit dem Beiwerk auszudrücken, findet, wie unsere Vorschläge beweisen, der Möglichkeiten viele, um unabhängig von anspruchsvollen Experten mit eigener Hand, mit eigenem Schick und nach Anregung unserer Beispiele vielleicht auch mit Motiven eigener Phantasie ans Werk zu gehen.

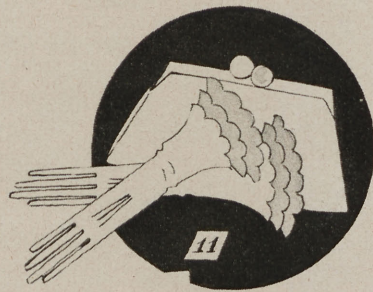
Man hat zu Schottenschal und Mütze sportlicher Art schon Handschuhe ganz aus Schottenstoff gesehen. Das können wir aus Eigenem natürlich nicht nachmachen. Aber ist es in Anbetracht des unruhigen Schottenmusters nicht hübscher, wenn der Handschuh an sich einfarbig ist und nur die Stulpe (Fig. 1) ein leichtes Echo für die Karopracht von Mütze und Schal gibt? Diese Idee läßt sich bis ins Unendliche abwandeln, wenn man die Fülle der Materialien in Betracht zieht, die für solche Verwendung geeignet sind. Für handarbeitende Damen eröffnen sich da die verlockendsten Möglichkeiten. Auch die neuen, gegenüber den primitiven Erstlings-Apparaten beachtlich vervollkommenen Strick- und Webapparate, auf denen sich namentlich auch die Jugend „tummeln“ kann, sind trefflich geeignet, solche Garnituren einschließlich Handschuhmanschette hervorzubringen.

Zum Samtkleide den Samthandschuh zu tragen, hat zwar, weil die Sache so neu und apart ist, unbestreitbar etwas Bestechendes. Aber erstens versagt hier wieder unsere persönliche Kunst und zweitens: Stellen Sie sich vor, verehrte Leserin, Sie wollten mit Samthandschuhen am Samtkleide entlang-



Zeichnungen
von Ilsebe

am Handschuh



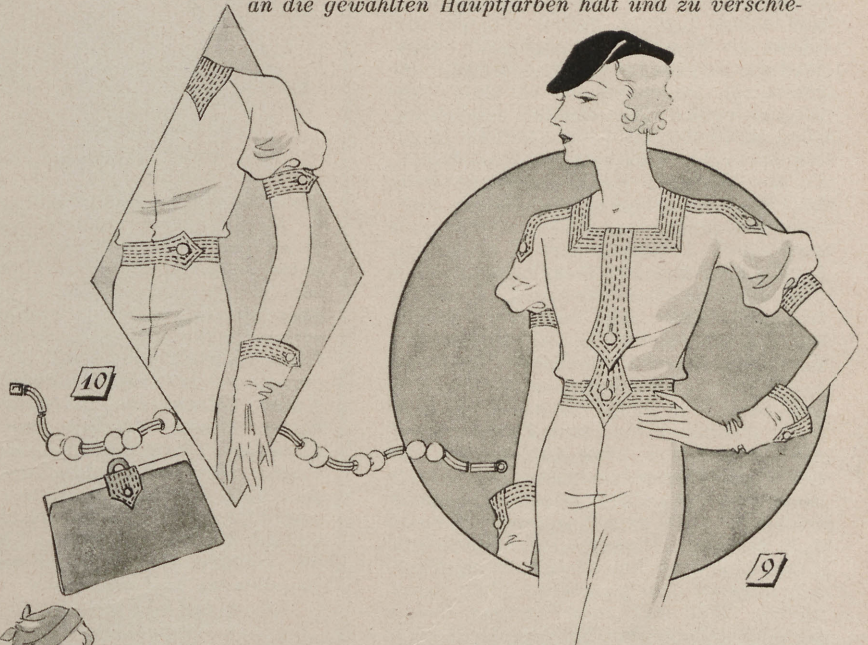
in der Wirkung ist das Durchziehen von gerafften Blenden aus dem Kleiderstoff (Fig. 4) durch Einschnitte. Die Übereinstimmung von Gürtelung und Handschuhmanschetten-Ausputz ist wohl die bequemste Art, solchen Zusammengehörigkeitseffekt zu erzielen. Dabei ist leichtes Auswechseln möglich, was eine wenigstens scheinbare Bereicherung des Garderobenbestandes bedeutet. Gürteln Sie beispielsweise Ihr Kleid mit zweifarbig gewundenen Blenden (Fig. 5) oder schmücken es mit gerüschtem Band (Fig. 6) und geben Sie dem Handschuh, der dazu getragen werden soll, dasselbe Schmuckmotiv als Abschluß, so können Sie einer vorzüglichen Harmoniewirkung sicher sein. Auf solche und ähnliche Weise können Sie ein Ihnen langweilig gewordenes Kleid angenehm ermuntern. Recht reizvoll kann es sein, wenn auch das Handtäschchen am gleichen Schmuckmotiv teilhat (Fig. 6a, Fig. 10).

In Nr. 1 der „Gartenlaube“ S. 22 haben Sie gelesen, wie man Waffelarbeiten macht und werden vielleicht Gelegenheit nehmen, das nächste Kleid, das Sie arbeiten, mit diesem anmutigen Zierstich zu versehen. Sie können dann die Handschuhmanschetten gleich mit ins Waffelarbeitungsprogramm aufnehmen (Fig. 7). Zu Puffärmelmodellen paßt gut ein Handschuh, der mit einem kleineren Puff aus dem Kleiderstoff abschließt (Fig. 8). Auch Steppverzierungen sind recht geeignet, am Kleide sowohl wie am Hand-



schuh zur Geltung zu kommen. Geht der Steppgürtel unter einem pattenartig gesteppten Garniturteil des Kleides hinweg, so läßt sich, wie Fig. 9 zeigt, das gleiche Motiv, wenn auch hier „unmotiviert“, am Handschuh wiederholen. Fig. 10 bietet eine Variation des Pattenmotivs. Die starke Betonung der Halbärmel, die das Frühjahr mit sich bringen wird, leistet unserem Handschuhbemühen entschieden Vorschub.

Man kann mit modischer Überarbeitung für viele Handschuhe, bei denen ja fast ausschließlich die Manschetten die Träger der Idee sind, natürlich auch eine neutral bleibende Hebung des Gesamteindrucks erzielen. So lassen sich mit Duvetine, abstechendem Leder, Lack, Tuch, Tresse und allen möglichen Handarbeitseffekten sehr ansprechende Modelle kombinieren. Man tut gut, die Farbenskala im Garderobenbestand zu beschränken. Um so leichter ist es, Hut, Schuh, Handtasche, Handschuh dazu passend bereit zu halten. Dann braucht es also nicht der „bestimmte“ Handschuh zu sein, sondern einer, der sich an die gewählten Hauptfarben hält und zu verschie-



denen Anzügen tragbar ist. So kann man mit einer Handschuhstulpe aus marineblauen Bogenblenden oder Tuschschuppen (Fig. 11) vielerlei Blaues begleiten, daran nichts von Tuch zu sehen ist. Sehr beachtlich für die Modernisierung von Handschuhen ist der seitliche Knopfschluß auf dem Originalhandschuh selbst oder auf der hinzugefügten Modemanschette. Mit der längeren Manschetten kann man nämlich so verfahren, daß sie sich oberhalb des Handgelenkschlitzes als geschlossener Ring um den Arm legen, der eben nur weit genug sein muß, daß die Hand hindurchschlüpfen kann. Oder aber — und das ist eine Idee für gewesene Schlupfhandschuhe — man trennt die äußere Seitennaht des Handschuhes etwas auf und versieht die hinzugefügte Manschette (Duvetine ist hierzu gut geeignet) mit ziervoll hervortretendem seitlichen Knopfschluß (Fig. 12). Auch der Stufenvolant (Fig. 13), auf- oder abwärts gerichtet, eine hübsche Stickerei (Fig. 14) oder das Spiel mit den schräg zueinanderlaufenden Streifen (Fig. 15) sind empfehlenswerte Garniermotive.

So lange die meist umfangreich abschließenden Ärmel der warmen Mäntel herrschen, ist im Freien mit einem hinsichtlich des Stulpenmaterials auf die Außenhülle abgestimmten Handschuh nicht viel anzufangen. Die Mantelärmel würden unsern Stolz einfach zudecken. Sobald aber die grazilen Ärmel von Kostüm, Mantelkleid, Straßenkleid sie frühjahrsmäßig ablösen, ist ihre Zeit gekommen. Man sollte zeitig mit der „Abstimmung“ beginnen, damit die „bestimmten“ Handschuhe fertig sind, wenn man sie braucht. Nach unseren Rezepten kann man sich und dem Anzug eine aparte Note geben.

Luise Reich.

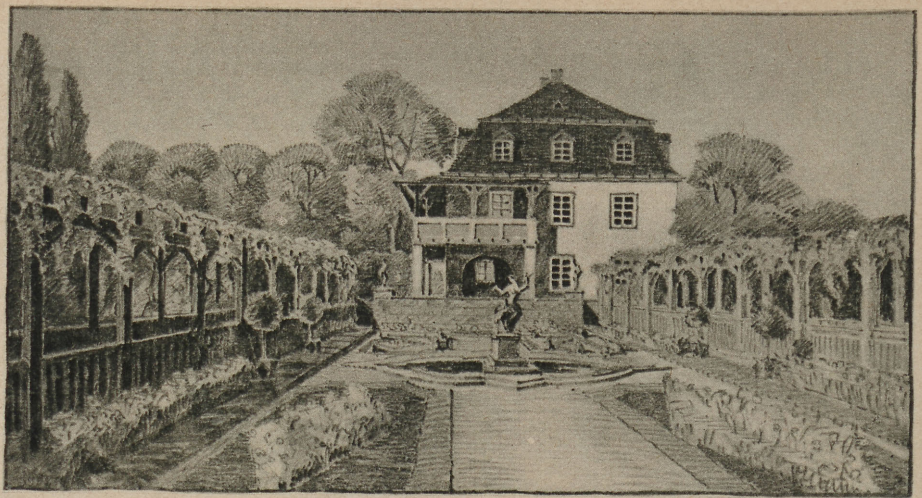
Ist Luft ein Feind von Nahrungsmitteln?

Wie wenige denken daran, daß schon die Luft als ein Feind der Nahrungsmittel zu betrachten ist. Auch das Licht, und noch mehr die Sonne, ist den meisten Nahrungsmitteln nicht zuträglich. So sollen z. B. Butter und Honig, Erzeugnisse, von denen wir wissen, daß sie sehr vitaminreich sind, stets dunkel, trocken und kühl aufbewahrt werden, um nichts von ihrem Wert zu verlieren. Die gleiche Forderung kann für die Aufbewahrung der Lebensmittel im allgemeinen gelten.

Waschvorschrift für Wildlederhandschuhe

Das beste Waschmittel für Wildlederhandschuhe ist eine schaumige Lösung von Gallseife und Wasser, die zur leichteren Lösung der Seife heiß angesetzt und durch Zufügen kalten Wassers auf lauwarme Temperatur abgekühlt wird. Sind die zu waschenden Handschuhe sehr schmutzig, so empfiehlt es sich, dem Wasser etwas Salmiakgeist zuzusetzen, etwa im Verhältnis 5 : 1. Sind die Handschuhe sauber, was ziemlich schnell geht, da der Schmutz sich in solchem Bade leicht löst, so bringt man sie in ein Spülbad von lauwarmem Seifenwasser, dem man einen Schuß Öl zufügt, damit die Handschuhe weich bleiben. Zu dem selben Zwecke füllt man sie nach beendeter Waschprozedur mit sauberem Seifenschaum, nachdem man sie aufgeblasen hat. Mit kaltem Wasser ohne Zusatz gespült, werden Wildlederhandschuhe steif und hart. Man hängt sie an einem luftigen, schattigen Ort zum Trocknen auf, nie am warmen Ofen und nie in der Sonne. In halbtrockenem Zustande werden die Handschuhe durchgerieben und später vielleicht noch einmal, damit sie weich und elastisch bleiben. Die Handschuhfinger sind zum Schluß mit einem Handschuhdehner oder passendem Holz auszuweiten. Will man zum Reinigen Benzin verwenden, welche Fährlichkeit sich ja gut vermeiden läßt, wenn man ein so ausgezeichnetes, ungefährliches Waschmittel weiß wie das obengenannte, so ist das Benzin in heißem Wasser, das selbstverständlich nicht mehr auf dem Feuer stehen darf, zu erwärmen. Die Handschuhe müssen eine halbe Stunde zugedeckt in dem erwärmten Benzin liegen, werden durchgewaschen, ein zweites Mal in reinem Benzin. Das Trocknen erfolgt am besten unter fortwährendem Reiben mit einem wollenen Lappen, da auf diese Weise jede Randbildung vermieden wird.

Weißer Glacéhandschuhe lassen sich reinigen durch Abreiben mit einer Mischung von Benzin und Magnesia, doch läßt sich auch hier das Hantieren mit der explosiven Flüssigkeit umgehen, wenn man zur Reinigung eine Lösung von weißer Seife in Milch nimmt und einige Tropfen Salmiakgeist hinzufügt. Man zieht die Handschuhe an, taucht ein Wollläppchen in die Lösung und reibt sie damit ab. Durch die nasse Behandlung sehen die Handschuhe gelb aus, was jedoch nur so lange dauert, wie sie feucht sind. Getrocknet sind sie wieder weiß. Das Trocknen geschieht wie bei den Wildlederhandschuhen, und die Handschuhe werden zuletzt mit einem Wollappen ganz trocken gerieben.



Komm in meinen Garten

Text und Zeichnungen von Martin Conrad

Prunkende Neuzüchtungen sind nicht immer von intemem Reiz für den Gartenfreund. Ihnen fehlt oft der Blütenduft, der bescheidenere Gartenkinder vielfach in unübertrefflicher Weise auszeichnet. So wird die einfache weiße Federnelke von keiner ihrer strahlenderen Artgenossen im Wohlgeruch erreicht; und dabei ist sie eine der besten Einfassungspflanzen. — Ein Garten ohne Duft gleicht einer Frau ohne Anmut! — Wie unendlich reicher wird unser Garten, sei er klein oder groß, wenn die Beete, besonders in der Nähe des Hauses, mit ausgesucht wohlduftenden Blumen gefüllt sind. Auf der Gartenbank oder der Terrasse sitzend, genießen wir besonders an Sommernachmittagen, nach Gewitter, Regen oder bei tiefstehender Sonne balsamische Blütendüfte. Blumen, die tagsüber wie verwelkt gestanden haben, öffnen plötzlich ihre Kelche. Ganz bescheiden scheinende graublättrige Leerköjen (*Matthiola bicornis*) strömen herbsüßen Vanillegeruch aus. Goldlack, Flieder, Reseden, Landnelken, Geißblatt, Nachtkerzen und viele mehr wetteifern in jubelnden Düften. Hummeln taumeln freudetrunken von Blume zu Blume. Ein Heer von Bienen und Faltern erscheint. Der ganze Garten lebt und webt. Zwar ist der Geruch der Einzelblume zart und innerhalb der Gesamtheit schwer bestimmbar, aber alle erfüllen die Abendluft mit unendlich feinem Zauber. Komm, laß uns unter den prunkenden und auch unter den bescheidenen Blütenkindern wählen!

Sommergewächse: Wohlriechende Reseden, insbesondere *R. eximia* „Parsons Weißblühende“. — *Nicotiana affinis* hybr., der wohlriechende Tabak. — *Mirabilis jalapa*, die orangeblütenduftende Wunderblume. — Das Heliotrop. — *Oenothera odorata*, acaulis (weiße) und biennis (gelbe) Nachtkerze. — Alle Arten der Sommerleerköjen, des Goldlacks und der Edelduftwicke. — Von den einjährigen Lupinen sind am wohlriechendsten: *Lupinus cruihshanksii* hybr. und *subcarnosus*. — *Phacelia campanularia*, die Bienenweide sowie *Centaurea moschata*.

Knollen und Zwiebeln: Aus der reichen Lilienschar besonders die weiße Madonnenlilie, *Lilium lancifolium*, *L. regale*. — Alle Hyacinthen, auch die Muskat-hyacinthe. — Tuberosen. — Duftende Tulpen wie „Gelber Prinz“, „Ellen Willmott“, „Mrs. Moon“, „Prinz von Österreich“. — Die Dichternarzissen.

Stauden: Maiblumen, wohlriechende Veilchen, die Tagilie (*Hemerocallis flava*), sehr viele Schwerlilien, besonders die Sorten: Iris germ. „Lohengrin“, „Prinzeß Viktoria Luise“, „Riese von Coennern“, „Queen of May“ und die äußerst wohlriechende Iris pallida. — Die Nachtviole (*Hesperis matronalis* fl. albo pl.). — Die prächtig leuchtende Monarda didyma mit ihrem würzigen Duft. — Der Zwerglavendel (*Lavandula Munstead*) als Einfassung und die Staudennachtkerze (*Oenothera eximia*).

Einige Sträucher mit wohlriechenden Blüten stehen bereits in unserm Garten: Flieder, Geißblatt, Glycine, wohlriechender Wein, der echte und der wilde Jasmin, der Seidelbast. Schön sind auch *Viburnum Carlesii* und *fragans* mit ihren wachsweißen Schneeballblüten, der Ehrenpreis (*Veronica silicifolia*), die kleinblütige Magnolie (*M. parviflora*), die Heckenkirschenarten (*Lonicera Standishii* und frangran-

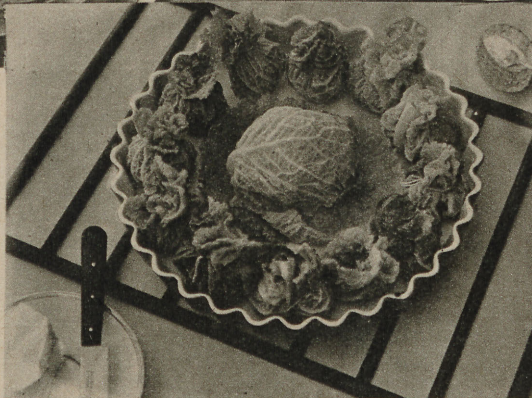
tissima und flava und *Periclymenum*) sowie die Purpurwaldrebe (*Clematis flammula*). — Auch darf die Blumenkönigin selbst nicht fehlen. Zu den wohlduftendsten Rosensorten kann man rechnen: „Gruß an Teplitz“, „La France“, „Pink Pearl“, „Hugh Dickson“, ferner die Monatsrose „Feuerzauber“, *Rosa rugosa* „Conrad Ferdinand Meyer“ und „Stern von Prag“, die altmodische Centifolie, die Moschus- und Moschushybridrose, die Provencero.





Fleisch und Reis werden getrennt angerichtet

Text u. Aufnahmen: E. Reinhardt



Die billige Beigabe: Überbackene Wirsingblätter

Hammelcurry mit Risotto

Zwischen Ragout und Ragout ist ein großer Unterschied. Herzhaft zubereitet und schön weich geschmort, erfreut es des Mannes Herz. Dagegen sind harte, in einer schwärzlichen Soße herumschwimmende Fleischstücke eine sehr betrübliche Angelegenheit. Aus Hammelfleisch bereitet, ist aromatisches Kleinschmorfleisch besonders zu empfehlen und die deutsche Hausfrau sollte es wirklich bei der Abfassung ihrer Speisezettel ein bißchen bevorzugter behandeln, als sie es gemeinhin tut. Die Zubereitung ist einfach, das Ergebnis bei einiger Sorgfalt immer gut. Je nach der Jahreszeit vereinigen wir das Hammelragout mit den verschiedensten Gemüsen oder auch nur mit Kartoffeln. Wer besonders würzige und pikante Kost liebt, der versuche es einmal auf indische Art mit Curry und gebe Risotto dazu!

Hammelcurry. Wir braten 500 Gramm mageres, in Stücke geschnittenes, in Mehl gewälztes und gesalzenes Hammelfleisch in 30 Gramm sehr heißem Fett an, rösten dann in dem Fette noch eine gewiegte Zwiebel, nach Geschmack auch eine Zehe feingeschnittenen Knoblauch, etwa drei Gramm Currypulver und zehn Gramm Mehl. Wir füllen mit etwa dreizehntel Liter Wasser auf und schmoren in etwa ein bis eineinhalb Stunden fertig, aber ganz gelinde. Gibt es etwas Einfacheres als die Herstellung dieses in der feinen internationalen Küche sehr beliebten Gerichtes?

Risotto auf Mailänder Art. Der springende Punkt bei der italienischen Art des Reiskochens ist, daß der Reis dabei vollkommen ganz und körnig bleibt. Wie dies zu bewerkstelligen ist, werden wir gleich sehen. Wir reiben 250 Gramm Reis in einem Tuche sauber ab. In einer Kasserole erhitzen wir 50 Gramm Butter und bräunen eine gewiegte Zwiebel hellgelb. Wir nehmen sie heraus und rösten in dem Fett den trockenen Reis ebenfalls nur hellgelb unter stetem Rühren. Durch diese Röstung überzieht sich jedes Korn mit einer Fettschicht, die beim Kochen das Zusammenquellen und Aneinanderkleben der Reiskörner verhindert. Wir salzen und gießen dreiviertel Liter Flüssigkeit dazu, am besten Fleischbrühe. Verfügen wir aber, wie bei Ragout, über eine aromatische Tunke, dann genügt Wasser vollkommen. Wir dünsten nun zugedeckt über ganz kleinem Feuer fertig, bis der Reis weich, trocken und körnig ist. Um diese Beschaffenheit zu erreichen, dürfen wir vor allen Dingen nicht im Reis herumrühren, sondern ihn nur kurz vor dem Garwerden mit dem Löffel vom Boden etwas heben. Zuletzt wird Risotto noch mit etwa 20 Gramm geriebenem Käse und einer Messerspitze in einem Eßlöffel Wasser aufgelösten Safrans vermischt, wodurch er eine sehr einladende, goldgelbe Farbe erhält. Ragout und Reis richten wir am besten in den Gefäßen an, in denen sie zubereitet wurden. Irdenes Geschirr hält die Wärme am besten. Wer die Mahlzeit noch gern durch ein Gemüse ergänzt, kann den fertigen Risotto in kleine Beutelchen aus gebrühten Wirsingblättern füllen und diese mit Butterflockchen bestreut im Ofen backen.

Billiger Salat

Einen tiefen Teller belegt man mit angefeuchteter Watte oder mit einem dicken, gleichfalls gut angefeuchteten Löschblatt und streut Kressesamen recht dick darauf. Zunächst muß der Teller an einen warmen Standort gestellt werden. Schon nach wenigen Tagen zeigen sich die ersten grünen, krausen Salatblättchen, die mit einem scharfen Messer abgeschnitten werden. Indes muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß die Grundblättchen nicht beschädigt werden, sondern zum Nachwachsen daran bleiben. Nun kann der Teller oder das betreffende Gefäß an das Fenster gestellt werden, damit die Kresse Licht und Sonne zum Wachsen hat. Der Boden muß stets feucht gehalten werden. Auch im Blumentopf in der Küche stehend, läßt sich Kressesalat an warmer Stelle ziehen. Eine sehr witzige Art, um Kresse auf originelle Weise zu ziehen und sie im Sommer und Winter sogar als Tischdekoration zu verwenden, ist folgende: Man feuchtet gute Gartenerde so lange mit Wasser an, bis sie eine lehmartige Masse bildet, in die man reichlichen Kressesamen hineinverknetet. Nun schmirt man die Masse rund um eine Weinflasche, füllt diese mit Wasser bis zum Rande und achtet darauf, daß die Erde stark feucht gehalten wird. Bald hat man eine grasgrün bewachsene Flasche, die einen entzückenden Tischschmuck bildet, besonders wenn man Blumen der jeweiligen Jahreszeit in buntem Kranz darum legt. Die abgeschnittene Kresse wächst sehr schnell wieder nach.

Knicker

Knicker lassen sich wie frische kochen, wenn man sie in Butterbrotpapier einwickelt und die Enden fest zusammen dreht. Sie laufen auch nicht aus, wenn man dem Kochwasser einen Löffel Essig beifügt.



Jetzt rasiert man sich elektrisch

Auf der kommenden Leipziger Frühjahrsmesse wird zum ersten Male ein elektrischer Rasierapparat gezeigt, der mit einer normalen Taschenlampenbatterie betrieben werden kann. Das neue Gerät unterscheidet sich von den üblichen Apparaten lediglich durch einen etwas stärkeren Griff, der den Antriebsmotor enthält. Durch den Motor wird die Klinge sehr schnell hin und her bewegt, so daß die Barthaare also nicht mehr abgeschabt, sondern abgeschnitten werden. Der Stromverbrauch des Motors ist geringer als der einer Taschenlampenbirne.



Das neue Lustspiel von Leo Lenz „Fabian, der Elefant“ behandelt mit viel Witz und Humor das Thema des älteren ver-
liebten Mannes, also eine Glanzrolle für Ralph Arthur Roberts.
Gina Falkenberg als Luise (Theater in der Behrenstraße in Berlin)



Heinrich George mit Erika Helmke in dem Eidophon-Film
„Das Meer ruft“

Von Bühne und Film



„Der Page des Königs“, eine Operette von Walter
W. Goetze, enthält eine dankbare Hosenrolle für Edith
Schollwer (rechts), die zusammen mit ihrem Partner
Karl Jöken und der lustigen Oilly Gebauer die geschmack-
volle Musik des Komponisten zu guter Wirkung brachte
Aufn. Tillinger



Unten: Die Hauptrollen des National-Tonfilms „Salon
Dora Green“ (Die Falle) werden gespielt von Mady
Christians, Paul Hartmann und Alfred Abel



Der letzte Lillian-Harvey-Film der Ufa „Ich und die Kaiserin“ spielt im zweiten
Kaiserreich am Hof der Kaiserin Eugenie. Mady Christians als Kaiserin, vor ihr
Lillian Harvey als Juliette. Regie: Friedrich Hollaender



Eine neue Tonfilmoperette

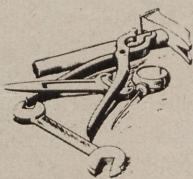
Lee Parry und Oskar Karlweis in dem neuen Phoebus-Mondial-Film „Keinen Tag ohne Dich!“ („Wovon soll der Schornstein rauchen?“)

Der „Läufer von Marathon“

bricht kurz vor dem Ziel zusammen und zerreißt dabei das Zielband, so daß ein regelrechter Sieg zustande kommt. Victor de Kowa in dem gleichnamigen Matador-Film, der außerdem mit Brigitte Helm, Hans Brausewetter, Ursula Grabley, Paul Hartmann, Trude von Molo besetzt ist



Für kleine Verletzungen



In Apotheken,
Drogerien und
Bandagenge-
schäften erhältl.

die beim Sport, im Beruf, im Haus immer mal vorkommen können: „Hansaplast elastisch“. Leicht gedehnt angelegt, gibt „Hansaplast elastisch“ infolge der Querelastizität besonders guten und hygienischen Wundverschluß, vor allem aber: Er behindert Ihre Bewegungsfreiheit nicht. Haben Sie „Hansaplast elastisch“ stets zur Hand. Beutelchen für die Brief- oder Handtasche, kleinere u. größere Packungen gibt es von 15 Pfg. an.

Hansaplast elastisch
D. R. P.  **SCHNELLVERBAND**

Ja wohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Vorspeisen und Soßen

Italienische Vorspeise. Man knetet aus 400 Gramm Mehl, 100 Gramm frischem Rindermark, 100 Gramm geriebenem Parmesan, etwas Salz, wenig Pfeffer und etwa einem viertel Glas voll Wasser einen weichen Teig, der sich gut ausrollen läßt. Vorher bereitet man eine Füllung aus feingehacktem Schinken, gewiegter Petersilie, einem Ei und geriebenem Käse, Salz und Pfeffer; von der Füllung legt man nun ein walnußgroßes Stück auf ein viereckiges Stück des messerrückendick ausgerollten Teiges, dessen Ränder man mit Ei bestreicht und mit den Spitzen fest zusammenbrückt. Diese Tafeln werden dann in schwimmendem Fett goldbraun gebacken.

Käseaufguss. Sieben Eier, ein Viertelpfund Schweizerkäse, mit Parmesan untermischt, drei Löffel Reismehl, ein Achtelpfund Butter. Man rührt das Reismehl auf dem Feuer mit Milch ab und läßt es erkalten; dann vermischt man die Butter mit dem Eigelb, gibt das Reismehl und den Käse dazu und zulegt den Schnee vom Eiweiß. In gut gefetteter Form läßt man den Aufguss neunundzwanzig Minuten im Ofen aufziehen.

Schinkenaufguss. Ein Viertelpfund Schinken wird feingewiegt und mit 50 Gramm Butter schaumig gerührt, dann fügt man einen Eßlöffel Mehl, zwei Eidotter, zwei Eßlöffel Rahm und den Schnee von zwei Eiern hinzu, füllt die Masse in eine feuerfeste Form und zieht die Speise im Ofen auf.

Raviolis. Man bereitet einen Nudelteig, indem man auf einem Holzbrett 350 Gramm Mehl, vier ganze Eier, Salz und einen Suppenlöffel voll Wasser zu einem festen Teig verknetet. Dann wird der Teig in ein Tuch geschlagen und fünfzehn Minuten ruhen gelassen. Hierauf rollt man zwei Lagen Teig aus und füllt in regelmäßigen Abständen etwas Haschee (Geflügel- oder Fleischreste), Schinken, zwei Eßlöffel geriebenen Käse, etwas Bratenfett oder Sahne (mit zwei Eigelb binden) auf. Die Zwischenräume werden leicht angefeuchtet und die zweite Lage vorsichtig darübergelegt. Nun rädelt man kleine Vierecke, in denen sich je ein Hascheehäufchen befindet, aus und kocht sie in siedendem Salzwasser sieben bis acht Minuten. Dann läßt man abtropfen, schichtet die Vierecke in eine gebutterte feuerfeste Form, streut geriebenen Käse dick darüber und bedeckt das ganze mit einer dicken Tomatensoße. Die Form kommt nur ganz kurz in den Ofen.

Zugabe zu Suppen, insonderheit Brühe. Nimm Toast- oder Weißbrotschnitten, gib etwas Butter darauf, dann belege die Schnitten mit Appetitfilds (Anchovis, Revaler Killos usw.),

röste sie schön braun in Butter auf heißer Pfanne, bis die Silbs schon ein wenig bröckelig werden. Diese knusprigen Brötchen sind sehr herzhaft und delikate. Man kann auch statt der Anchovisfilds Anchovis- oder Sardellenbutter (Paste) nehmen. Diese schwedische Zuspense ist zu Fleischbrühe, auch zu Fischbrühe gut passend, kann aber auch als selbstständiges Frühstückessen gegeben werden.

Geflügelklößchen. Das Fleisch eines Huhns entfernt man roh von den Knochen, zerhackt es breiartig oder gibt es durch die Maschine, fügt 150 Gramm in Fleischbrühe angedämpften Reis, 200 Gramm Butter, drei Eigelb allmählich hinzu. Nun streicht man die durchgeseigte Masse durchs Sieb, gibt zwei Löffel süße Sahne hinzu und formt kleine Klößchen daraus, die in Butter hellbraun gebacken werden.

Gebackene Sardellen. Die gut gewässerten Sardellen wickelt man zu je sechs gebündelt zusammen und paniert sie mit Eigelb und Brösel. Dann bereitet man folgenden Teig: einen Löffel Mehl, einen halben Teelöffel Öl rührt man mit Bier zu einem dünnflüssigen Teig, taucht die Sardellenbündel hinein und bäckt sie in heißem Fett. Das Gericht eignet sich zur Vorspeise.

Sardellensoße. Sechs feingehackte Sardellen, vier Eidotter, ein Stück Butter, etwas saurer Rahm werden schaumig und in einer Kasserolle tüchtig über dem Feuer gerührt. Aber ja nicht zum Kochen kommen lassen!

Krebssoße. Zwölf Seekrebse kocht man in Salzwasser mit Kümmel weich, löst das Fleisch heraus und hebt Schwanz und Scheren auf. Nachdem man die Schalen fein zerstoßen hat, dünstet man sie in Butter und gibt etwas Mehl dazu, gießt Bouillon auf und läßt alles tüchtig einkochen. Danach gibt man die dicke sämige Soße durch ein Haarsieb, tut etwas süße Sahne und frische Butter daran, gibt das Krebsfleisch dazu, läßt es aber nur noch ziehen. Die Schwänze und Scheren kann man zum Anrichten verwenden.

Cumberlandsoße. Etwas Rotwein, zwei Teelöffel französischen Senf, fein zerriebene Mandarinschale, einen Teelöffel englischen Senf, einen Eßlöffel Öl, 200 Gramm steifes Johannisbeergelee, etwas Pfeffer, Zitronensaft wird stark miteinander verrührt, zum Kochen gebracht, durch ein feines Sieb gegeben und kalt zu Pasteten usw. gereicht.

ChaudEAU (Weinsoße). Zwei geschlagenen Eiern fügt man einen halben Liter guten Weißwein hinzu nebst 125 Gramm Zucker. Man rührt die Soße in gleichmäßiger Geschwindigkeit so lange, bis sie in dem Topf anfängt nach oben zu steigen. Die Soße muß sofort serviert werden, am besten zu einem warmen Schokoladenpudding.

Nicht irgendein Fettaufstrich, sondern die Tiefenwirkung der Creme Mouson glättet und verjüngt raue, unreine Haut

Creme Mouson ist **keine** sogenannte Sonnenbrandcreme, auch **keine** gewöhnliche Fettcreme

KUNST=AUSSTELLUNG Scherl=Haus

März 1933

Prof. Max Rabes
Gemälde

Besichtigung erbeten / Eintritt frei
Eingang: Große Leschalle

Verkauf von Kunstblättern
Größte Auswahl moderner Bilder für jeden Raum
Geschmackvolle Rahmungen



Schnarcht Ihr Herr Gemahl?

Wenn nichts hilft, dann machen Sie einen Versuch mit dem seit 30 Jahren bewährten „Soziodol“-Schnupfenpulver. Es gibt nichts Besseres.

Preis: RM. 0,45 u. RM. 0,68. Nur echt mit Aufdruck H. Trommsdorff Chem. Fabrik Nachen.
Zuf.: „Soziodol“-Zinc. 25 L., Menth. u. Milch.

KROPF
Bekämpfung u. Heilung durch Kräuterkuren Broschüre gratis
F. HASTREITER
Neugermaring 301/München.

AMOL altbewährt
bei Rheuma, Ischias, Kopf-, Nerven- u. Ersättungsschmerzen, Ermüdung u. Strapazen
In Apotheken und Drogerien.
1 Btl., 2 Btl., 3 Btl., 4 Btl., 5 Btl. u. 6 Btl.
Fab.-Del. 18,14 Werts., 400 Werts., 600 Spirit

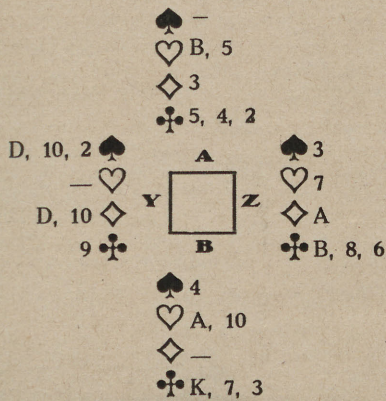
Massenfänge
von Fuchs, Marder, Iltis, Fische, Maulwurf, mit meinen Geheimmitteln. Gifte von blitzartiger Wirkung lieferbar. Kataloge und Fanggeheimnisse kostenlos. Sie staunen!
Kleiere Handegg 126, Baden.

Bridge

Geleitet von Dr. Emanuel Lasker

Aufgabe Nr. 81

Von Jay Reed



Herz ist Trumpf. B am Spiel macht fünf der sechs Stiche gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 80

A: Pik Bube, 7, 6, 5; Herz Dame, Kreuz As, Bube; Z: Pik Dame, 10, 9, 3, Herz Bube, Karo 9, Kreuz 8; B: Pik 8, Karo 10, 8, Kreuz König, 10, 7, 4; Y: Herz 10, Karo Bube, 7, Kreuz Dame, 9, 6, 5, Kreuz ist Trumpf. B am Spiel macht sechs Stiche. Die Pointe ist, daß Y beim drittlezten Stich ans Spiel gezwungen wird und dann in die Gabel in Kreuz spielen muß. 1. Karo 10, Y tut am besten, zu decken, A schnappt klein. 2. Trumpf As. 3. Herz Dame, B schnappt klein. 4. Karo 8. 5. Pik, Y muß stechen. 6. B schneidet und nimmt so die beiden letzten Stiche.

Für Häßliffreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“ Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

Hoffnung

Ein jeder glaubt, auch er hätt wohl ein Zwei eins Glück und Liebe,
Und hält sich häufig dadurch nur einzwei im Weltgetriebe.

5358

Einfach
morgens oder
abends
die Kopfhaut
mit
Trilysin
befeuchten
das hilft!

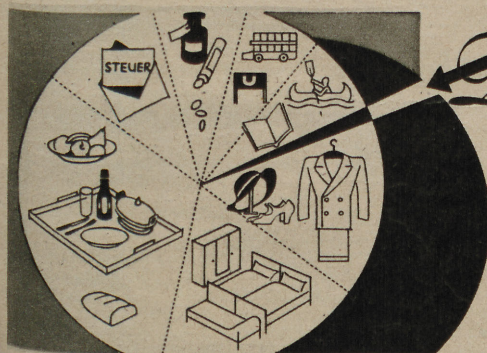
Die Schuppen verschwinden
Der Haarausfall hört auf
Die Haare wachsen wieder

Trilysin ist überall zu haben!

Halbe Flasche RM 1.94, ganze Flasche RM 3.24,
die wohlfeile 1/2-Liter-Flasche RM 7.50.

Chlorodont die Qualitäts-Zahnpaste

macht die Zähne blendend weiß, greift den kostbaren Zahnschmelz nicht an und beseitigt üblen Mundgeruch. Zur Herstellung der Chlorodont-Zahnpaste werden nur die anerkannt besten Rohstoffe verwendet. Der bei Erwachsenen und Kindern beliebte Geschmack von Chlorodont wird allein durch Verarbeitung feinsten Pfefferminzöle erzielt. Chlorodont ist sparsam im Verbrauch, daher preiswert. Tube 50 Pf. und 80 Pf. Verlangen Sie nur echt Chlorodont und weisen Sie jeden Ersatz dafür zurück.



Da sollten Sie die 10 oder 15 Pfg. nicht sparen

und die gepackte Markenseife kaufen, die Ihnen die Gewähr für stets gleichbleibende gute Beschaffenheit gibt. Sie sehen in dem nebenstehenden Kreis, wofür Sie Ihr Wirtschaftsgeld ausgeben. Welch geringer Betrag davon auf Körper- und Schönheitspflege entfällt, zeigt der schwarze Sektor. Darum sollten auch Sie nur das Beste kaufen! Erste Bedingung für die Hautpflege ist eine gute Seife: Pfeilring-Lanolin-Seife enthält neben edelsten Pflanzenölen das hautaufbauende cholesterinhaltige Pfeilring-Lanolin. Sie ist rein, mild und sparsam. Ein Stück Pfeilring-Lanolin-Seife genügt, um Ihre Haut einen Monat lang gründlich zu reinigen.

Die grüne Packung mit dem Pfeilring verbürgt stets gleiche Qualität.

PFEILRING Lanolin-SEIFE



1	K	2		3	4	5	6
7	8	9	M	10	11	12	13
15	16	17		18	19	20	21
23	24	25	H	26	27	28	29
31	32	33		34	35	36	37
39	40	41		42	43	44	45
47	48	49		50	51	52	53

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. großes Raubtier
2. Stadt in der Schweiz
3. französischer Revolutionär
4. Nibelungenheld
5. Fluß in Frankreich
6. kleines Raubtier
7. mathematischer Körper
8. Gartenblume
9. Berg in der Schweiz
10. deutscher Lyriker
11. Stadt in der Schweiz
12. Klebstoff
13. Süßwasserfisch
14. plattdeutscher Dichter

Karreerätsel (Gefällig geschickt)

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 54 fortlaufend gelesen, ergeben ein Sprichwort. 29210

9M	3	15	2	6
45	17	8	5	13
16	17	4	26	11
25	36	4	34	5
21	39	11	32	20
7	13	52	23	10
1	27	48	27	13
37	31	18	40	16
	38R	28	48	33
49	40	41	35	44
	24	49	14	46
	12	47	42	9
	30	40	13	19
38R	54E	43	53T	51E

Silbenrätsel

an — as — bach — bel — chen — chi — de — dorn — e
— eh — ein — ein — eins — erb — fahrt — fen — haus —
hen — ho — ka — kas — krö — le — lei — licht — ma
— mal — ni — no — nord — pha — pi — preis — rakt —
rei — ren — rös — roß — schaft — schild — schlit — se —
sie — spar — stau — ta — te — ten — ter — ti — un

Aus vorstehenden 51 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Euripides ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Grimmsche Märchenfigur, 2. Grundlage des Rechnens, 3. Wintervergnügen, 4. bildende Kunst, 5. Feldblume, 6. Naturschein, 7. Geldinstitut, 8. Süßwein, 9. Vermächtnis, 10. der Löwe in der Fabel, 11. Reptil, 12. Kirchenfest, 13. deutsches Kaisergeschlecht, 14. Klausnerwohnung, 15. berühmter Sieg Friedrichs des Großen, 16. Wasserfall, 17. englisches Parlament. 28941

Auflösungen aus Nr. 8

Literarisches Richtig: 1. Dueppel, 2. Lexikon, 3. Mangard, 4. Emanuel, 5. Lourdes, 6. Sambesi, 7. Requiem, 8. Mondant, 9. Ehyman, 10. Firdusi, 11. Juvenal, 12. Leffing, 13. Unstut, 14. Tabelle, 15. Epigone, 16. Grunland, 17. Dichter, 18. Raffael, 19. Nabatte, 20. Gising, 21. Gervais, 22. Studium, 23. Matrone, 24. Everest, 25. Tobolsk, 26. Korinth, 27. Garpune, 28. Steinau, 29. Urkunde, 30. England, 31. Ostende, 32. Eisenbahn, 33. Neuzeit. — Der Quersoll mit dem Kuenstler gehen. Dingelstedt. Karreerätsel: Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin. — 1. Neger, 2. Tundra, 3. Schach, 4. Lunge, 5. Wunder, 6. Quave, 7. Iltis, 8. Teich, 9. Begas, 10. Jun, 11. Wajfel.

Der Jugend zum Aufbau, dem Alter zur Erhaltung der Kräfte.



Zu den wichtigsten Ergebnissen, die uns die wissenschaftliche Forschung der jüngsten Jahrzehnte für die Gesundheitspflege gebracht hat, gehört die Erkenntnis von der tiefgreifenden Bedeutung des Kalks im Haushalte des menschlichen Körpers. Kalkmangel der Zellen wurde als Ursache mannigfachster Störungen erkannt. Im

Kalzan

haben die Universitätsprofessoren Dr. med. Emmerich und Dr. Loew das Mittel gefunden, dieser Kalkarmut durch Kalkanreicherung der täglichen Kost abzuwehren.

Die Erfahrungen der ärztlichen Praxis, durch schriftliche Gutachten tausendfach bekräftigt, haben erwiesen, daß genügend Kalkzufuhr

für alle Lebensalter gleich wichtig

ist. Kalkunterernährung wirkt sich immer zum Schaden des Organismus aus.

Wer sich genauer über diese für jedermann wichtigen Tatsachen unterrichten will, fordere von Johann A. Wülfing, Berlin SW 68, Friedrichstraße 231, eine der beiden Schriften „Kalkmangel des Körpers eine Quelle vieler Leiden“ oder „Kalkreichere Nahrung für unsere Frauen und Kinder“. Sie wird kostenfrei und portofrei zugesandt.

Dreise jetzt: Dülverpackung M 2.48.
Tablettenpackung M 1.35 und M 2.25.
Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien.



Parkett - Späner - Metalltuch STOCO anstatt Stahlspäne. Tuch 20 x 80 cm.

Handlich, biegsam, schmiegsam, zusammenlegbar.
Kein Brechen, Stechen, Verletzen, Holzaustritzen.
Feines, sauberes Schleifen!

10 Stück RM 2.90 netto. Einzelverkaufsgeschäfte nennen Ed. Stopp & Co., Ehrenfriedersdorf. Metalltopfreiniger-Schwämme. Qualitätsmarke „3 Heinzelmännchen-Waschfass“

Bei Kopfschmerzen



**Rheuma-
Muskel-u. Nervenreißer**
kaufen Sie in der Apotheke aber nur
Herbin Stodin

u. Sie werden angenehm überrascht sein.

H.O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG.

Zeichnen?

durch

Capeller's

Unterrichts-

Briefe für Zeichnen

im Selbst- und Fern-Unterricht.

Einzelhefte je RM 1.50, vollständig in 18 Heften.

Man fordere Prospekte vom
Deutschen Werkkunst-Verlag, München 13
Jacob-Klar-Straße 6



Die Frau in den Wechseljahren.

Mannigfach sind die Beschwerden der Wechseljahre, Schweißausbrüche, Blutwallungen, Schwindelanfälle, nervöse Reizbarkeit, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Nasenröte, vorzeitiges Ergrauen, Stoffwechselstörung u. v. a. m. Hilfe und Vorbeugung bringt das erprobte Hormon-Präparat **OKAMEN** nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. — Die in **OKAMEN** enthaltenen Hormone und pflanzlichen Stoffe mit regulierender Wirkung auf Herz, Nerven und Nieren begründen den guten Erfolg und bewirken sichtlich **Verjüngung der Frau**. Packung mit 80 Tabletten RM 6.75. Verlangen Sie **Probe u. Prospekt gratis** von Radlauer's Kronen-Apotheke, Berlin W 8/13, Friedrichstr. 160. Okamen ist nur in Apotheken erhältlich.

OKAMEN